



Nur für Werksangehörige

12. Jahrgang

April 1960 L 7271 E

WESTFALENHÜTTE



„Immer mit die Ruhe, mit die eiskalte“

Schneller. Das ist ja gar nichts. Das muß mit Tempo gehen. Das muß nur so surren, sausen, zischen! Schließlich leben wir im 20. Jahrhundert. Im Zeitalter der Atome, Düsenflugzeuge und Mondraketen. Die Technik jagt uns und die Konkurrenz, der Vergnügensrummel und die seelische Leere. Wer heute bestehen will, der muß zwei Telefonate gleichzeitig führen, dabei die Post durchsehen und dazu noch einen Brief diktieren. So ist das.

Ja, so ist das. Leider. Und der Wecker schrillt morgens, und man schreckt hoch. Was, schon wieder soweit? Und dreht sich noch einmal um. Nur für fünf Minuten. Und hängt noch fünf dran. Und dann, dann beginnt die große Jagd. Raus aus dem Bett. Rinn in die Hosen. Den Kopf unter Wasser. Zwischen Schlipsbinden und Jackeanziehen einen Schluck Kaffee. Ein trocknes Brötchen in die Hand — den Hut, den Mantel, wo ist die Tür?! Ach, noch die Mappe! Endspurt zum Omnibus. Die losen Schuhriemen flattern. Und dann fährt einem der Wagen vor der Nase weg. Und der nächste kommt erst wieder in sieben Minuten. So ist das.

Und dann kommt man zu spät in die Verwaltung. Gerade heute, wo der Chef persönlich diktieren will. In den Betrieb, wo der Meister schon früh die Zeichnung sehen möchte. Wo sich die Herren der Firma Zillig

& Co. angesagt haben. Wo die Zeit vom Akkord abgeht! Tja, mehr Tempo, mein Lieber. Aber die Zeit holt man nicht mehr ein. Im Gegenteil. Sie ist einem auf den Magen geschlagen. Man ist nervös, gereizt, gehetzt. Man rechnet verkehrt, vertippt sich, legt ein Werkzeug falsch ein. Man macht alles noch einmal, kommt noch mehr in Zeitdruck. Wird noch unruhiger, aufgeregter. Alles sehr gut, sehr schön für die Nerven, die Galle, die Leber. Man frage nur einmal einen Arzt. Dieser Tag, der ist einem verleidet. Auch der Frau, Mutter, Braut, Freundin oder den Kindern. Oder ist man an einem solchen Tag etwa die Liebenswürdigkeit in Person?

Ja, so ist das. Oft und bei vielen. Aber — muß es so sein? Wie heißt noch das alte Gebot? „Ruhe ist die erste Bürgerpflicht!“ Was sagt der Volksmund? „Immer mit die Ruhe, mit die eiskalte!“ Und was singt schließlich auch Bully Buhlan: „Nur die Ruhe, nur die Ruhe, nur die Ruhe kann es tun!“ Und es stimmt. Alles, was gut und schön ist, konnte nur aus der Ruhe heraus entstehen. Wurde sorgfältig überlegt, durchdacht und geschaffen. In Ruhe aufgestanden, gerichtet, gefrühstückt und zur Arbeit gegangen — dann hat nicht nur „die Morgenstund“ Gold im Mund“. Dann kann der Tag nicht so leicht schiefgehen. Und darauf kommt es doch an. Wenn man es recht bedenkt — auf ein paar Minuten.

GUTE ZUSAMMENARBEIT FÜR DIE ARBEITSSICHERHEIT

Wenn wir uns in dieser Ausgabe unserer „Westfalenhütte“ wieder einmal zu Fragen der Betriebsunfälle, des Unfallschutzes und der Wegeunfälle äußern, so können wir nicht nur sagen, daß betrieblich sehr viel geleistet wurde, sondern müssen auch gleichzeitig feststellen, daß — international gesehen — Gremien bestehen, die sich sehr intensiv um die Arbeitssicherheit bemühen. Erfreulich ist dabei, daß Arbeitgeber und Arbeitnehmer hier erfolgreich zusammenarbeiten — oder, wie Arbeitsdirektor Walter Hölkeskamp damals als Delegierter der Industriegewerkschaft Metall für das Internationale Arbeitsamt auf einer Sitzung des Eisen- und Stahlausschusses des IAA, dem zu gleichen Teilen Regierungsvertreter, Arbeitgeber und Arbeitnehmer aus allen stahlerzeugenden Staaten der ganzen Welt, auch des Ostens, angehören — in Monterrey/Mexiko formulierte:

„Es ist zu sagen, daß die Zusammenarbeit zwischen den Unternehmensleitungen und den Betriebsräten in den Fragen der Arbeitssicherheit als zufriedenstellend bezeichnet werden kann. Bei allen Verantwortlichen besteht ein großes Interesse an den Fragen des Gesundheitsschutzes, der Unfallverhütung und der Steigerung der Arbeitssicherheit. Die Bemühungen zur

Erreichung einer guten Arbeitssicherheit können aber noch lange nicht als abgeschlossen angesehen werden. Von größter Wichtigkeit — außer einer guten Zusammenarbeit — ist vor allem, die Verantwortung der Unternehmensleitung und die Aufgaben des Betriebsrates klar abzugrenzen.“

Walter Hölkeskamp ging damals u. a. auch auf Fragen der Mitbestimmung, der Tarifpolitik und der Entwicklung der Arbeitszeitverkürzung ein und äußerte sich (er war Mitglied des Ausschusses „Arbeitssicherheit“) insbesondere zu diesem Thema. Da seine Ausführungen nach wie vor aktuell sind, geben wir ihnen breiteren Raum (Red.):

Die Arbeits- und Unfallschutzbestimmungen

für die Eisen- und Stahlindustrie in der Bundesrepublik sind durch Gesetz bzw. Verordnungen geregelt, z. B. durch die Gewerbeordnung, die Arbeitszeitordnung, das Jugendschutzgesetz, das Schwerbeschädigtengesetz, das Betriebsverfassungsgesetz und durch die Unfallverhütungsvorschriften der zuständigen Unfallberufsgenossenschaften.

Außer einer Anzahl von Empfehlungen des Internationalen Arbeitsamtes ist noch die

Empfehlung über die Einrichtung von Hauptsicherheitsausschüssen zu erwähnen, die von der Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl in Form von Richtlinien herausgegeben wurden und deren Anwendung ebenfalls vom Arbeitsministerium Nordrhein-Westfalen empfohlen wird.

Die soziale Bedeutung der Unfälle

liegt in den wirtschaftlichen, gesundheitlichen und seelischen Schäden, die die Verletzten erleiden. Bei unserem Kulturstand ist unsere derzeitige Unfallhäufigkeit eine unwürdige Situation. Sie wirft ein schlechtes Licht auf unsere Gesellschaft.

Die volkswirtschaftliche Bedeutung der Unfälle

liegt in den Aufwendungen der Unfallversicherung (das sind die Ausgaben der insgesamt 36 gewerblichen Berufsgenossenschaften) bei rund 2 Millionen gemeldeten Unfällen jährlich in Höhe von rund 1 Milliarde DM. Der Anteil der Krankenversicherung für die verhältnismäßig leichten Unfälle beträgt zusätzlich jährlich noch rund 300 Mill. DM. Der Arbeitszeitausfall durch die rund 2 Mill. Unfälle jährlich entspricht dem ständigen Ausfall von etwa 170 000 Arbeitern oder ungefähr 1,1 v. H. der Gesamtarbeitszeit aller in der gewerblichen Wirtschaft Tätigen.

Die betriebswirtschaftliche Bedeutung der Unfälle

liegt in ihren unmittelbaren und mittelbaren betrieblichen Unkosten. Die unmittelbaren Unkosten der Unfälle sind die betrieblichen Beitragsleistungen an die staatliche Unfallversicherung (Berufsgenossenschaften) und teilweise an die Krankenversicherung (Krankenkassen).

Die mittelbaren Unkosten der Unfälle bestehen z. B. in Produktionsausfall, Kosten von Sachschäden, Betriebsstörungen aller Art, Umdisponierungen, Anlernung von Ersatzleuten, freiwilligen Zuwendungen an die Verletzten usw. Hinzu tritt der Ansehensverlust des Betriebes bei vielen schweren Unfällen.

Der wirtschaftliche Nutzen der Unfallverhütung

liegt aber nicht nur in Ersparnissen an solchen Kosten, sondern wo Maßnahmen zur Verhütung von Unfällen getroffen werden, dienen diese nicht nur der Verhütung der Kosten meldepflichtiger Unfälle, sondern auch der Kosten von Unfällen, die nur zu einer Arbeitsunfähigkeit von weniger als drei Tagen oder zu gar keiner Arbeitsunfähigkeit führen. Ja, sie dienen auch zur Verhütung vieler betrieblicher Störungsfälle, bei denen es aus glücklichen Umständen nicht zu einer Verletzung, sondern beispielsweise nur zu Sachschäden oder zu Arbeitszeitverlustschäden kommt.

So können sich

betriebliche Unfallverhütungsmaßnahmen

in den betrieblichen Ertragsrechnungen durch Verringerung der Negativposten in der Form von Betriebsstörungen, Sachschäden, Verlusten, Leistungsminderungen usw. bezahlt machen. Darüber hinaus können sich aber auch betriebliche Unfallverhütungsmaßnahmen durch Erhöhung der Positivposten in der betrieblichen Ertragsrechnung bezahlt machen, wenn sie mengen- oder gütemäßig Leistungserhöhungen bewirken. Dies kann eintreten, wo die Unfallverhütungsmaßnahmen Leistungshemmungen beseitigen oder sie als „Rationalisierungsmaßnahmen“ unmittelbare Leistungserhöhungen bewirken, z. B. eine Verbesserung im betrieblichen Transportwesen oder der Ersatz einer Werkstückzuführung von Hand an einer gefährlichen Maschine durch eine mechanische Werkstoffzuführung usw. Gute Rationalisierungsmaßnahmen wirken fast immer auch unfallverhütend.

Aus der betriebswirtschaftlichen, volkswirtschaftlichen und besonders der sozialen Bedeutung der Unfälle ergibt sich die zwingende Notwendigkeit der betrieblichen Unfallverhütung.

Wenn man aber Unfälle verhüten will,

muß man ihre Ursachen kennen. Deshalb ist eine Unfallursachenforschung wichtig. Diese kann nur auf exakten Untersuchungen aller Unfälle beruhen. Exakte Unfalluntersuchungen ergeben, daß ein Betriebsunfall praktisch immer mehrere Ursachen hat. Oft sind es drei Ursachen, und zwar besteht häufig eine von diesen dreien in einem Mangel in der Betriebsorganisation, eine weitere in einem Mangel der betrieblichen Einrichtung und eine weitere in einem Mangel des menschlichen Verhaltens des Verletzten oder seiner Kollegen, die z. B. in Unaufmerksamkeit oder in Unvorsicht bestehen kann. Zu der sogenannten Unaufmerksamkeit als Unfallursache ist jedoch zu bemerken, daß ein Mensch nur zu einer begrenzten Aufmerksamkeitsleistung fähig ist. Da er im allgemeinen seine Aufmerksamkeit schon auf Menge und Güte seiner Arbeit zu richten hat, bleibt oft für die Aufmerksamkeit auf die eigene Unfallsicherheit nicht mehr viel übrig.

Die Monotonie der Arbeit,

besonders bei Leistungs- z. B. Akkordlöhnen, läßt dazu die Aufmerksamkeit oft noch zwangsläufig auf andere Gegenstände abschweifen.

Bezüglich der Unvorsichtigkeit ist zu sagen, daß ein Mann im Betrieb meist nur so vorsichtig sein kann, wie es seine betriebliche Umgebung gestattet. Diese bestimmt sein Verhalten meist stärker als er selbst.

Es sollte Grundsatz sein, die betrieblichen Einrichtungen und die Betriebsorganisation — insbesondere die Arbeitsvorbereitung und die Arbeitsaufsicht — so zu gestalten, daß auch bei gelegentlicher Unaufmerksamkeit und Unvorsichtigkeit des einzelnen Arbeiters keine Unfälle eintreten können.

Geht man nun den

Unfallursachen,

die in Mängeln der Einrichtungen und in Mängeln der Betriebsorganisation bestehen, tiefer auf den Grund, so wird man immer feststellen, daß auch sie auf Mängel im menschlichen Verhalten, z. B. des Konstrukteurs, des Arbeitsvorbereiters, des Zeitnehmers oder eines Mitgliedes der Betriebsleitung zurückzuführen sind. Daher die große Bedeutung der pädagogischen oder psychologischen Unfallverhütung, d. h. Schulung, Aufklärung und Unfallverhütungswerbung.

Die wichtigsten Unfallverhütungsmaßnahmen

insgesamt sind:

Rationalisierung von Anlagen und Einrichtungen,

Rationalisierung der Betriebsorganisation einschließlich Arbeitsvorbereitung und Arbeitsaufsicht,

Gebrauch von Körperschutzmitteln, wie Sicherheitshelme und -schuhe, Schutzbrillen, Atemschützer usw.,

pädagogische oder psychologische Maßnahmen, wie Schulung, Aufklärung und Unfallverhütungswerbung.

Unser Standpunkt ist, daß Sicherheitsfragen den Produktionsinteressen vorgehen müssen. Die Dringlichkeit einer Arbeit darf nicht dazu führen, die im Interesse der Arbeiter gebotenen Schutzmaßnahmen außer acht zu lassen.

Grundsätzlich verpflichtet und verantwortlich ist

der Unternehmer.

Dieser Standpunkt ergibt sich folgerichtig aus der Tatsache, daß in einer privaten Unternehmervirtschaft nur der Unternehmer bzw. die zu seiner Vertretung ausreichend bevollmächtigten Vorgesetzten über die notwendigen finanziellen Mittel und Weisungsbefugnisse verfügen, den Betrieb sicher zu gestalten und die Arbeit darin sicher zu erhalten.

Dagegen sind Arbeitnehmer, denen der Unternehmer nicht seine Verantwortung übertragen hat, soweit sie keine Vorgesetzten sind oder vorgesetztenähnliche Weisungsbefugnisse haben, auch nicht verpflichtet und befugt, in die dienstlichen Einrichtungen eines anderen nicht untergeordneten Arbeitnehmers des gleichen Betriebes einzugreifen. Sie können infolgedessen auch keine Verantwortung tragen. Besonders gilt dies für die sogenannten

Unfallobleute und Unfallvertrauensmänner

Als Unfallobmann gilt hier das von dem Betriebsrat mit der Bearbeitung der Unfallverhütungsfragen beauftragte Betriebsrats- bzw. Belegschaftsmitglied. Unfallvertrauensmänner sollen als Mittelsmänner zu den Arbeitern auf Grund einer Vorschrift der allgemeinen Unfallverhütungsvorschriften vom Unternehmer im Einvernehmen mit dem Betriebsrat bestellt werden. Aus ihrem Ehrenamt als Unfallobmann oder Unfallvertrauensmann tragen sie grundsätzlich rein rechtlich gesehen keine persönliche Verantwortung für die Arbeitssicherheit im Betrieb.

Die gewerkschaftlichen Vorschläge für die Weiterentwicklung der Arbeitssicherheit

in den Betrieben sind:

Förderung der Forschung in der Verhütung von Unfällen und Berufskrankheiten, Förderung der wirtschaftlichen Herstellung von Schutzeinrichtungen aller Art,

Förderung der staatlichen Gewerbeaufsicht,

Verselbständigung der technischen Aufsicht im Rahmen der jeweiligen Berufsgenossenschaft,

Verstärkung der Zahl der technischen Aufsichtsbeamten der Berufsgenossenschaften durch geeignete und genügend vorgebildete Praktiker (z. B. Fachschulingenieure und Maschinenmeister),

Förderung und Entwicklung der Schulung und Aufklärung über die Aufgaben der Unfallverhütung unter besonderer Berücksichtigung der Lehrmittel und Lehrkräfte.

Zu schulen sind:

der Nachwuchs, besonders in Gefahrenberufen (z. B. alle Fahrer im Betrieb, Elektriker, Reparaturarbeiter),
die Unfallobmänner,
die Unfallvertrauensleute,
die Vorarbeiter und Meister,
aber auch die leitenden Vorgesetzten.

Förderung der Unfallverhütungswerbung (also der psychologischen Unfallverhütung im engeren Sinne).

Hier sehen wir eine besondere Aufgabe der Mitwirkung der Arbeiterschaft, vertreten durch die Gewerkschaften.

Abschließend möchte ich noch zum Kapitel „Unfallstatistik“

kurze Ausführungen machen:

In der deutschen Eisen- und Stahlindustrie haben wir seit 1950 Unfallstatistiken. Sie stellen eine Voraussetzung dar, um überhaupt Unfallverhütungsarbeit aufnehmen zu können. Sie sind ein unentbehrliches Hilfsmittel für die gesamte Sicherheitsarbeit. Allerdings müßten diese Statistiken ergänzt werden — was wir allerdings in der Bundesrepublik noch nicht haben — durch eine brauchbare Unfallursachenstatistik. Darüber hinaus ist es unbedingt notwendig, daß die Unfallstatistik international koordiniert wird, damit auf diesem Gebiet endlich eine gleiche Sprache gesprochen wird. Der bedeutsame Erfolg der Tagung des Eisen- und Stahlausschusses der Internationalen Arbeitsorganisation, die vom Verwaltungsrat des Internationalen Arbeitsamtes einberufen wurde, war die Annahme folgender

Entschließung:

In der Erwägung:

daß die Verhütung von Arbeitsunfällen und die Förderung der Sicherheit in der Eisen- und Stahlindustrie nur durch die gemeinsame ständige Anwendung genau festgelegter und allen Beteiligten bekannter Sicherheitsregeln für jeden Arbeitsplatz erreicht werden kann und daß die erfolgreiche Durchführung der Sicherheitsregeln sich am besten durch gemeinsame Beratung und Einrichtung von Betriebsorganen für Unfallverhütung erreichen läßt;

daß es notwendig ist, die Arbeitnehmer gegen gesundheitliche und seelische Schädigung durch Betriebsunfälle zu sichern; daß durch Betriebsunfälle häufig bedeutende betriebs- und volkswirtschaftliche Verluste entstehen;

daß die Unternehmensleitungen die Verpflichtung und Verantwortung haben, die Arbeitsplätze so unfallsicher wie möglich auszurüsten, das Aufsichtspersonal auszubilden, einzuweisen und zu überwachen und die Einweisung der Arbeitnehmer selbst derart vorzunehmen, daß sie ihre Arbeit unfallsicher verrichten können und daß die Arbeitnehmer die Verpflichtung und Verantwortung haben, ihre Arbeit sicher auszuführen und die festgelegten Sicherheitsregeln und Vorschriften einzuhalten,

nimmt der Ausschuß die folgende Entschlie-ßung an:

1. Die Unternehmensleitung

muß in der Unfallverhütung führend vorangehen und dafür Sorge tragen, daß die Tätigkeit der Unfallverhütungsorgane vom leitenden und aufsichtsführenden Personal wirksam durchgeführt wird.

2. Es ist darauf zu achten,

daß die Sicherheit des Arbeitnehmers den Vorrang vor den Produktionsinteressen hat. Die Dringlichkeit einer Arbeit darf nicht dazu führen, die Schutzmaßnahmen außer acht zu lassen.

3. Die gesetzlichen Bestimmungen

und Regeln über Unfallverhütung müssen strikt eingehalten und von allen Beteiligten befolgt werden.

4. In allen Unternehmen der Eisen- und Stahlindustrie,

in denen das noch nicht der Fall ist, sind gemeinsame Ausschüsse für Arbeitssicherheit zu bilden. Sie sollen aus verantwortlichen Vertretern der Unternehmensleitung und aus Vertretern der Arbeitnehmer, die in den Betrieben von den Arbeitnehmern selbst zu bestimmen sind, gebildet werden.

5. Alle Anstrengungen

sollten gemacht werden, um eine Verbesserung der Unfallverhütungsmaßnahmen durch verstärkte Anwendung verbesserter Arbeitsmethoden, Werkseinrichtungen und einer verbesserten Betriebsorganisation zu erzielen. Es sollte anerkannt werden, daß Arbeitsdauer, Erholungspausen und eine gerechte Festsetzung der einzelnen Arbeitsleistung wichtige Faktoren für die Festlegung eines jeden Unfallverhütungsprogramms sein können. Weiter sollten alle Anstrengungen gemacht werden, um den laufenden Gebrauch von Körperschuttmitteln sowie die Schulung, Aufklärung und Unfallverhütungswerbung zu sichern.

6. Die Weiterentwicklung der Arbeitssicherheit

in den Betrieben und die Verbesserung des derzeitigen Standes muß durch folgende Maßnahmen sichergestellt werden:

a) Förderung der Forschung in der Verhütung von Unfällen und Berufskrankheiten;

b) Förderung der Herstellung von Schutzeinrichtungen aller Art, wo dies erforderlich ist;

c) Bestellung von hinreichend ausgebildetem Aufsichtspersonal durch die Leitung eines jeden Unternehmens;

d) Förderung und Entwicklung der Schulung unter Berücksichtigung moderner Lehrmethoden in den Aufgaben der Unfallverhütung sowie Aufklärung über dieses Thema.

Diese Schulung sollte für Jungarbeiter und Lehrlinge, die Unfallvertrauensleute, die hierfür freizustellen sind, sowie für die Vorarbeiter, Meister und die leitenden Vorgesetzten erfolgen.

7. Die inner- und überbetriebliche Zusammenarbeit,

das ist die Auffassung des Ausschusses, ist durch die entsprechende Gesetzgebung zu ergänzen, die jeweils durch die Bundes- oder Länderregierungen vervollständigt und abgeändert werden muß und unter anderem Vorschriften für die Durchführung und Überwachung durch hinreichend qualifiziertes Personal enthalten muß.

8. Eine Verbesserung und ein Ausbau der Unfallstatistik

sollen erfolgen, insbesondere eine Unfallursachenstatistik als notwendiges Hilfsmittel für die gesamte Sicherheitsarbeit, und eine internationale Koordinierung aller unfallstatistischen Erhebungen, um eine einheitliche Auswertung und Beurteilung im Interesse einer verbesserten Unfallverhütung in allen Ländern zu erzielen.

9. Internationale Zusammenarbeit

auf dem Gebiete der Unfallverhütung ist wünschenswert

a) zwischen den verschiedenen Mitgliedstaaten der IAO und

b) zwischen der IAO und anderen staatlichen oder nichtstaatlichen, internationalen Organisationen.

10. Es ist außerdem wünschenswert,

daß die Tätigkeit der Internationalen Arbeits-Organisation (IAO) sich darauf erstrecken sollte,

a) ihre Bemühungen hinsichtlich der Arbeitssicherheit und Arbeitsgesundheit zu verstärken;

b) den Mustercode für Sicherheitsbestimmungen laufend zu ergänzen.

DIE ALLZU VIELEN WEGE- UNFÄLLE

Allgemeine Verkehrssituation

Nach einer Statistik der Verkehrspolizei ist der Kraftfahrzeugbestand in Dortmund im Jahre 1959 gegenüber 1958 um 13% gestiegen, während sich die Zahl der Verkehrsunfälle in diesem Zeitraum lediglich um rund 4% erhöhte. Daraus darf gefolgert werden, daß die Verbesserung des Straßennetzes, die allgemeine Verkehrsregelung, die Verkehrserziehung usw. zu einer relativen Verminderung der Verkehrsunfälle beigetragen haben.



Die Tatsache, daß die Zunahme des Kraftfahrzeugbestandes erheblich rapider ansteigt als die Zunahme der Verkehrsunfälle, läßt sich bereits seit einigen Jahren nachweisen. So stiegen z. B. im Jahre 1954 die Unfälle um 11 %, dagegen im Jahre 1959 nur noch um 3,7 %.

Die Wegeunfälle unserer Mitarbeiter

Diese zweifellos interessante Entwicklung veranlaßte uns, die Wegeunfälle unserer Betriebsangehörigen zu analysieren mit dem Ziel, den Anteil der verschiedenen Verkehrsteilnehmergruppen an diesem Unfallgeschehen festzustellen. Das Material dieser Analyse sind die Wegeunfallanzeigen aus den Jahren von 1953 bis einschließlich 1959.

Die „Wegeunfälle“ wurden getrennt in die Gruppen „Fußgänger“ und „Fahrzeugbenutzer“. Die Gruppe „Fußgänger“ erfaßt alle diejenigen Belegschaftsmitglieder, die nicht mit einem eigenen Fahrzeug zum Werk kommen, also auch die Betriebsangehörigen, die ein öffentliches Verkehrsmittel benutzen. Damit ist gleichzeitig auch der Personenkreis „Fahrzeugbenutzer“ festgelegt.

1339 Wegeunfälle in sieben Jahren

Von 1953 bis 1959 hatten wir 1339 Wegeunfälle zu verzeichnen. Von diesen entfielen auf die Gruppen:

Fußgänger 490 Unfälle = 36,6 %
Fahrzeugbenutzer 849 Unfälle = 63,4 %

Das richtige Bild ergibt sich jedoch erst dann, wenn wir diese Unfallzahlen in Beziehung setzen zu der Größe der jeweiligen Gruppe.

Die Fußgänger machen in diesem Zeitraum einen durchschnittlichen Anteil von 64,8% der Gesamtbelegschaft aus, das bedeutet umgerechnet, daß von 1953 bis 1959 von 100 Fußgängern 5,8 einen Unfall hatten.

Der Anteil der Fahrzeugbenutzer machte für diesen Zeitraum also 35,2 % der Gesamtbelegschaft aus. Das bedeutet umgerechnet, daß von 1953 bis 1959 von 100 Fahrzeugbenutzern 18,4 einen Wegeunfall hatten.

Die beigefügten Tabellen zeigen die Zahlen der einzelnen Jahre, und zwar sowohl den Anteil der entsprechenden Gruppen an der Gesamtbelegschaft wie auch den Anteil, den diese Gruppen am Wegeunfallgeschehen hatten.

Fußgänger

Der Trend zeigt ein leichtes Abnehmen des Anteils der Fußgänger an der Gesamt-

Wegeunfälle der Fußgänger 1953–1959

Jahr	Belegschaftsdurchschnitt	Davon Fußgänger	%	Von den Fußgängern erlittenen Wegeunfall	je 1000
1953	11 465	7 730	67,4	77	10,0
1954	11 501	7 750	67,4	54	7,0
1955	12 224	7 890	64,5	62	7,9
1956	12 849	8 439	65,7	95	11,3
1957	13 987	9 377	67,0	59	6,3
1958	15 101	10 465	69,3	75	7,2
1959	14 704	7 875	53,6	68	8,6

Wegeunfälle der Radfahrer 1953–1959

Jahr	Belegschaftsdurchschnitt	Davon Radfahrer	%	Von den Radfahrern erlittenen Wegeunfall	je 1000
1953	11 465	3 075	26,8	60	19,5
1954	11 501	2 708	23,6	33	12,2
1955	12 224	2 644	21,6	68	25,7
1956	12 849	2 358	18,4	50	21,2
1957	13 987	2 180	15,6	48	22,0
1958	15 101	2 008	13,3	43	21,4
1959	14 704	2 458	16,7	32	13,0



belegschaft. Die gleiche abnehmende Tendenz können wir auch für die Unfälle feststellen.

Der nur gering abwärtsgehende Trend wie auch die geringeren Schwankungen der beiden Kurven zeigen jedoch, daß

1. die Gruppe der Fußgänger stets einen ziemlich konstanten Prozentsatz der Gesamtbelegschaft ausmacht und
2. ein ziemlicher Anteil dieser Gruppe einen Wegeunfall erleidet.

Von einer bewegten Entwicklung kann also nicht die Rede sein.

Um ein genaueres Bild zeichnen zu können, wurde die Gruppe „Fahrzeugbenutzer“ nach Fahrzeugarten unterteilt, also in „Radfahrer“, „Motorradfahrer“ und „Autofahrer“. Die Mopedfahrer wurden zu den „Motorradfahrern“ gerechnet.

Radfahrer

Die Zahl der Radfahrer nimmt, gemessen an der Gesamtbelegschaft, ständig ab. Der Trend der Unfallkurve bleibt waagrecht. Das bedeutet, daß die Radfahrer in den letzten Jahren im Verkehr gefährdeter waren als bisher.

Motorradfahrer

Der Prozentsatz der Belegschaftsmitglieder, die mit einem Motorrad bzw. Moped zum Werk kommen, nimmt ständig zu. Dagegen nehmen die Wegeunfälle prozentual etwas ab. Die Ursachen dürften die gleichen sein, die eingangs unter „Allgemeine Verkehrssituation“ angeführt worden sind.

Autofahrer

Hier gilt das gleiche wie für die Motorradfahrer.

Pflichten der Berufsgenossenschaft

Während früher nur die Unfälle bei der betrieblichen Arbeit versichert waren, ist der Versicherungsschutz seit etwa 30 Jahren auf die Wege von und zur Arbeitsstelle ausgedehnt worden. Die Versicherung erstreckt sich jedoch nur auf die direkten Wege von der Wohnung bis zum Betrieb und umgekehrt. Der Versicherungsschutz endet an der äußeren Haustür des Wohnhauses. Werden größere Umwege und Abweichungen vom direkten Weg gemacht, so entfällt der Versicherungsschutz. Kleinere belanglose Abweichungen in bezug auf Zeit und Entfernung sind jedoch mitversichert. In Zweifelsfällen entscheidet die Berufsgenossenschaft.

Absolute Unfallzahlen steigen

Wir können für das Wegeunfallgeschehen in bezug auf unsere Belegschaftsmitglieder die gleiche Tendenz feststellen, wie sie für die allgemeine Verkehrssituation zutrifft. Jedoch muß eindringlich darauf hingewiesen werden, daß trotz der erfreulichen Entwicklung der Relativzahlen die absoluten Unfallzahlen steigen und eine deutliche Sprache sprechen. Den jungen Mitarbeitern muß nahegelegt werden, die im Betrieb übliche Sorgfalt und Vorsicht auch während der Teilnahme am Straßenverkehr zu beachten.

In diesem Zusammenhang dürfte interessant sein, zu wissen, daß die gewerblichen Berufsgenossenschaften für Unfallrenten, Krankengelder und Heilfürsorge im Jahre 1957 etwa 1 Milliarde DM ausgegeben haben. Dieses Geld entstammt den Beiträgen durch die in den Berufsgenossenschaften zusammengeschlossenen Unternehmer. Da der Unternehmer allein die Beiträge für die Unfallversicherung trägt, müssen die Betriebe in ihrer Gesamtheit auch die durch Wegeunfälle entstehenden Unkosten der Versicherungsleistungen tragen.

Jeder ist für sich selbst verantwortlich

Aber nicht die Kosten sind entscheidend, wenn auch jeder von uns dazu beiträgt, daß sie aufgebracht werden können. Entscheidend ist: Wieviel Not und Elend, wieviel Schmerzen und Siechtum hat die vielen Wegeunfälle getroffen, ist in ihre Familien hineingetragen worden! Sosehr es sicherlich notwendig ist, die betriebliche Unfall-schutzarbeit auch auf das Gebiet der Wegeunfälle und damit der Verkehrsunfälle auszudehnen — notwendiger ist es, daß jeder unserer Mitarbeiter als Verkehrsteilnehmer sich ernstlich bemüht, sich vor allem auf dem Wege zum und vom Dienst verkehrsgerecht und verkehrssicher zu verhalten, um für sich und seine Familie Tod, Not und schwere Schäden zu vermeiden.

Wegeunfälle der Motorradfahrer 1953–1959

Jahr	Belegschafts-durchschnitt	Davon Motorradfahrer	%	Von den Motorradfahrern erlitten Wegeunfall	je 1000
1953	11 465	630	5,5	40	6,3
1954	11 501	948	8,2	56	5,9
1955	12 224	1 440	11,8	79	5,5
1956	12 849	1 602	12,5	67	4,2
1957	13 987	1 740	12,4	77	4,4
1958	15 101	1 628	10,8	75	4,6
1959	14 704	2 371	16,1	92	3,9

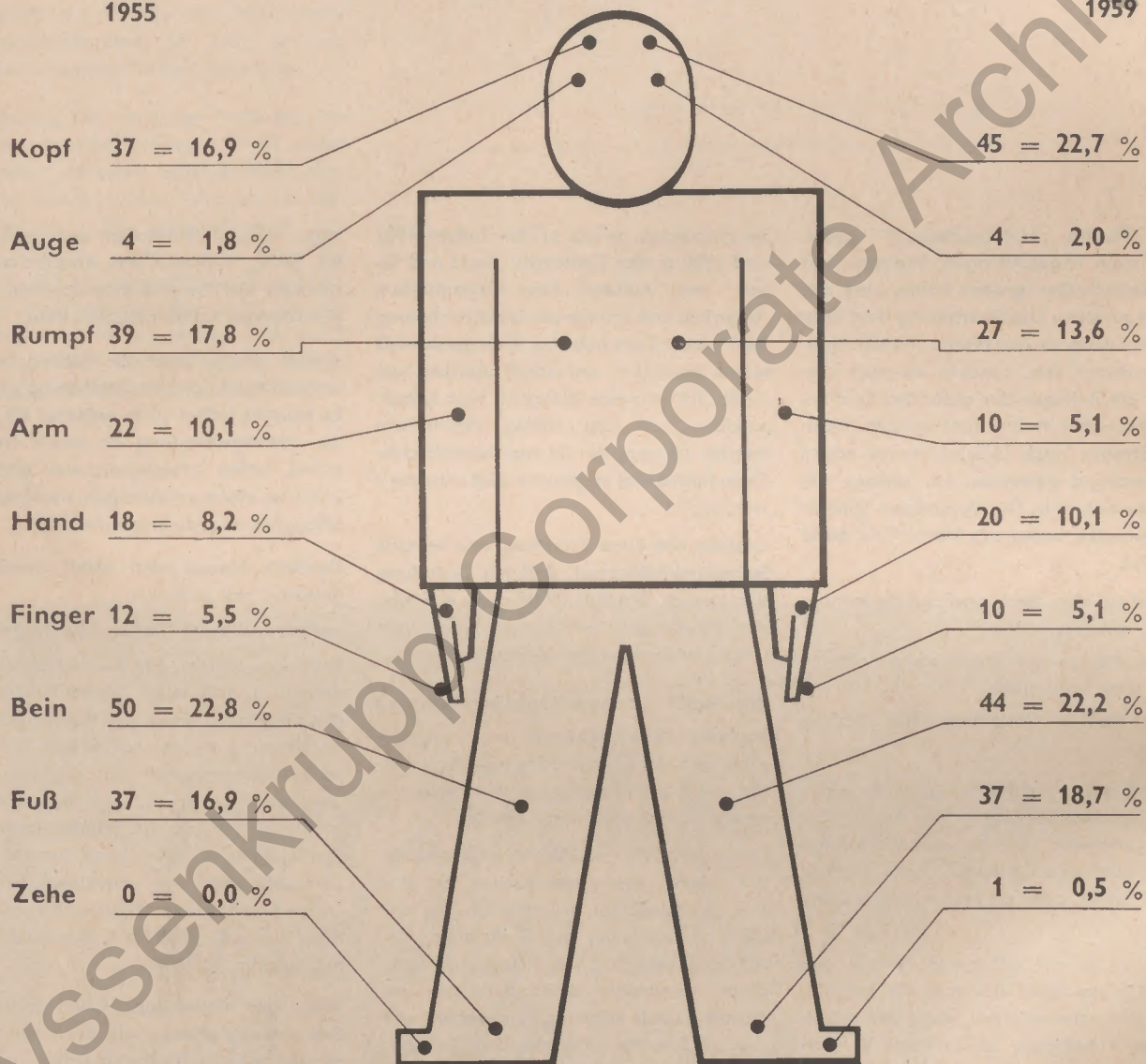
Wegeunfälle der Autofahrer 1953–1959

Jahr	Belegschafts-durchschnitt	Davon Autofahrer	%	Von den Autofahrern erlitten Wegeunfall	%
1953	11 465	30	0,3	4	13,3
1954	11 501	95	0,8	2	2,1
1955	12 224	250	2,0	3	1,2
1956	12 849	450	3,5	2	0,4
1957	13 987	690	4,9	3	0,4
1958	15 101	1 000	6,6	9	0,9
1959	14 704	2 000	13,6	6	0,3

Wegeunfälle Verletzte Körperteile

1955

1959



UNFALLVERHÜTUNG IN UNSERER HÜTTE

Dem Thema „Unfallverhütung“ geben z. Z. viele Tageszeitungen, Wochen- und Werkzeitschriften großen Raum. Und das ist gut so; denn Unfallverhütung darf nicht nur eine Aufgabe der Werke und Industrieunternehmen sein, sondern sie muß vielmehr ein Anliegen der gesamten Bevölkerung sein oder muß es noch werden. Wenn das Streben nach Unfallsicherheit echtes Allgemeingut geworden ist, bleiben die Erfolge nicht aus. Die Vereinigten Staaten von Amerika bieten uns hierfür das beste Beispiel.

So stehen also zwei große Aufgabenbereiche vor uns:

1. Das Wecken des Sicherheitsbewußtseins als Erziehungsaufgabe.
2. Die sichere Gestaltung der Arbeitsplätze.

Diese Erziehungsaufgabe ist vor allem der Teil der Unfallverhütung, der die Mithilfe aller erfordert. Sei es der Werk tätige selbst, seien es seine Angehörigen — sei es der Direktor, oder sei es der jüngste Lehrling.

Dagegen ist die sichere Gestaltung der Arbeitsplätze mehr eine spezielle Aufgabe der Unternehmen selbst, denn der unfallsichere Arbeitsplatz ist die erste Voraussetzung zum unfallsicheren Arbeiten schlechthin.

Diese Erkenntnis veranlaßte die Werksleitung der Hoesch-Werke bereits im Jahre 1925, eine „Zentralstelle für Unfallverhütung“ einzurichten. Eine hauptamtliche Arbeitsschutzstelle bedeutete für die damaligen Verhältnisse etwas grundlegend Neues. Wie recht die Werksleitung daran tat, dieses Neue zu wagen und einzurichten, zeigten sehr bald die Erfolge.

So erschienen bereits in den Jahren 1927 und 1928 in der Zeitschrift „Stahl und Eisen“ zwei Aufsätze über Organisation, Aufgaben und Erfolge der Unfallverhütung bei Hoesch. Zwei Aufsätze, in denen damals schon Gedanken entwickelt wurden, die heute nicht nur ihre Gültigkeit noch haben, sondern erst jetzt richtig verwirklicht werden können, da die wissenschaftlichen Grundlagen erst in jüngster Zeit entwickelt wurden.

Gestützt auf diese Tradition, war es eine Selbstverständlichkeit, daß mit Gründung der Hoesch Westfalenhütte auch auf eine den modernen Verhältnissen angepaßte Unfallverhütungsarbeit Wert gelegt wurde.

Was heißt moderne Unfallverhütung?

Moderne Unfallverhütung heißt: Anpassung der Arbeitsmethoden an den Menschen — und Anpassung der Menschen an die neuen Arbeitsmethoden.

Mit anderen Worten: Technik und Psychologie müssen zusammenarbeiten. So sind z. B. die Kunst der Menschenführung und die Verwirklichung der Forderung „Der richtige Mann an den richtigen Arbeitsplatz“ wesentliche Bestandteile der modernen Unfallverhütung. Deswegen wurden ab Sommer 1957 alle Betriebssicherheitsingenieure, Meister und Vorarbeiter von der Arbeitsschutzstelle in einem Kursus mit diesen Methoden vertraut gemacht. Darüber hinaus wird seit etwa einem Jahr dieser Personenkreis in der Schulungsstätte für Arbeitsschutz der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft im speziellen Arbeitsschutz unterwiesen.

Auch die Werbemethoden wurden nach reklamepsychologischen Grundsätzen gestaltet: Nicht die Abschreckung und grim-

mige Verbotstafeln haben den gewünschten Erfolg, vielmehr das Ansprechen bestimmter Gefühle und Eigenschaften, z. B. Ritterlichkeit, Kameradschaft, Ehre.

Ebenso werden auch die Farben bewußt in den Dienst der Unfallverhütung gestellt. Es leuchtet jedem ohne weiteres ein, daß die Unfallgefährdung an einem freundlichen, hellen Arbeitsplatz weit geringer ist als an einem schmutzigen, düsteren, der alles grau in grau erscheinen läßt.

Darüber hinaus wird nichts unversucht gelassen, was zu einem

netten und freundlichen Ton im Betrieb

beitragen könnte. Als Beispiel hierfür sei angeführt, daß selbst unsere Pfortner an den Eingängen sowie die Werkschutzleute im Umgang mit Menschen vom Betriebspsychologen geschult werden. Eben aus der Tatsache heraus, daß für jeden Betriebsangehörigen „die Schicht“ beim Portier beginnt und hier bereits ein unrechtes Wort zur unrechten Zeit die Laune für die ganze Arbeitszeit verderben kann — und „Wut im Leibe kann blind machen für Gefahren.“

Trotz der Anwendung aller modernen Erkenntnisse können wir auch heute auf die überlieferten Methoden nicht verzichten. Auch heute gibt es noch die „Unfallquellenjäger“, wir meinen die Unfallmeister, die täglich ihre Rundgänge durch die Betriebe machen, um mit wachen Augen Gefahrenquellen aufzuspüren, Leichtsinnige zu ermahnen, kurz gesagt, um unmittelbare Unfallmöglichkeiten zu beseitigen.

Besondere Aufmerksamkeit gilt nach wie vor dem

Neuling im Betriebe.

Er wird nicht nur vor Arbeitsaufnahme über die möglichen Gefahren belehrt, sondern er wird immer wieder darauf hingewiesen, sich an seine älteren und erfahreneren Betriebskollegen zu halten.

Diese ganze Arbeit scheint nicht erfolglos geblieben zu sein. Betrachten wir doch einmal die Unfallhäufigkeitskurve der letzten zehn Jahre (Schaubild 1). Sie zeigt uns eine erfreuliche Entwicklung: Von 12,53 Unfällen je 1000 Mann der Belegschaft je Monat des Jahres 1950 sank sie auf 8,00 Unfälle für den Monatsdurchschnitt des Jahres 1959. Zur Vergleichsmöglichkeit ist die Kurve der Unfallhäufigkeit der Hütten- und Walzwerks-Berufsgenossenschaft für den gleichen Zeitraum gestrichelt miteingezeichnet.

Gleichzeitig soll an dieser Stelle die Gelegenheit benutzt werden, um mit einem dummen Sprichwort aufzuräumen. Man hört es immer wieder — quasi als Entschuldigung: „Wo gehobelt wird, da fallen Späne“ — und glaubt damit die Folgen sicherheitswidrigen und unüberlegten Handelns verniedlichen zu können. Betrachten wir unsere zweite Kurve: Jeder weiß, daß die Produktion unseres Hüttenwerkes beträchtlich anstieg oder daß bei

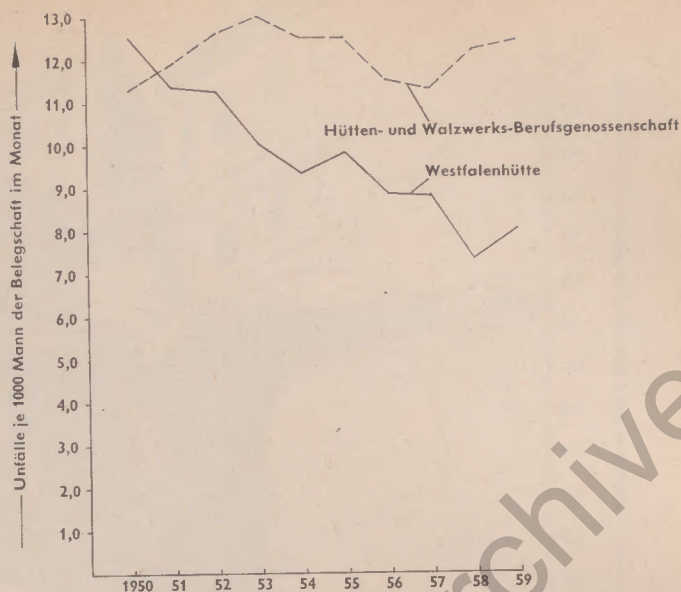


Schaubild 1

**Der tüchtige u.
zuverlässige Arbeiter
trägt
stets den
Schutzhelm.**

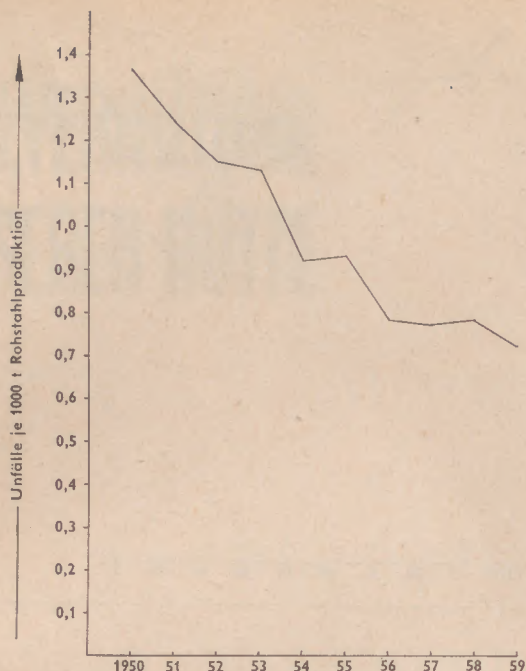


Schaubild 2

uns, um bei der bildlichen Ausdrucksweise des Sprichwortes zu bleiben, „kräftig gehobelt“ wurde. Die Kurve besagt aber, daß keine „Späne geflogen“ sind. Im Jahre 1950 entfielen auf 1000 Tonnen erzeugten Rohstahles 1,36 Unfälle, im Jahre 1959 nur noch 0,72 Unfälle. Das ist ein

Rückgang fast um die Hälfte.

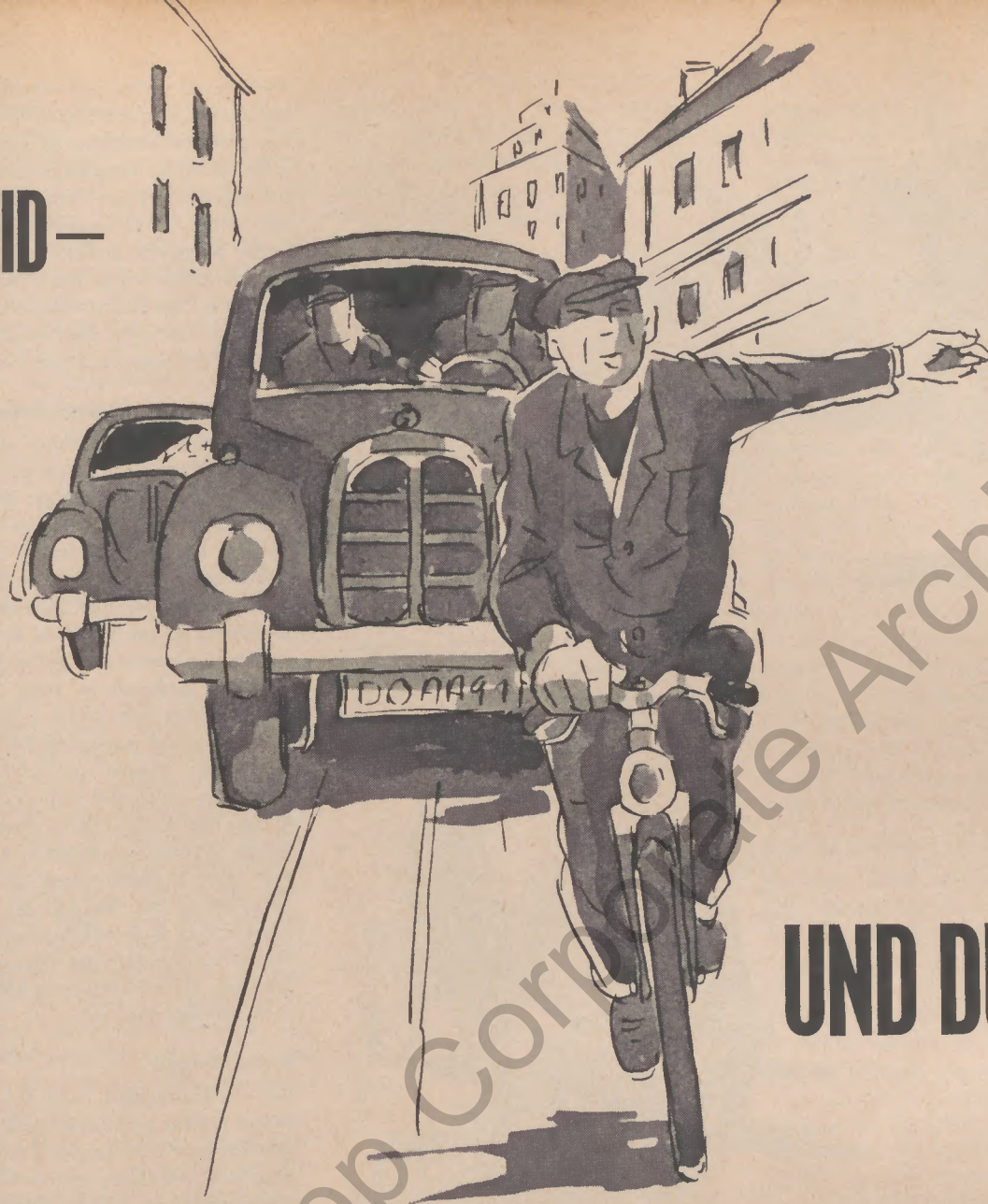
Wir sind davon überzeugt, daß dieses nicht nur ein Erfolg der Rationalisierung und der modernen Einrichtungen ist, sondern daß sich hier bereits die ersten Früchte moderner Unfallverhütung zeigen.

Nach wie vor aber ist die Anzahl der Unfälle noch viel zu hoch. Sie lassen sich tatsächlich noch senken — Beispiele gibt es hierfür genug. Wir haben also keine Veranlassung, uns auf vermeintlichen Lorbeeren auszuruhen, sondern vielmehr die Verpflichtung, alles zu tun, auf diesem Wege weiterzugehen. Dazu brauchen wir aber die Unterstützung und Mithilfe aller Kollegen. Jeder sollte stets daran denken:

Unfälle zerstören Leben und Gesundheit. Ein gesunder Geist aber und ein gesunder Körper sind die Träger unserer Lebens- und Arbeitsfreude!

**Der tüchtige u. zuverlässige
Arbeiter trägt beim Schweißen
immer
eine Schutzbrille !**

ICH
WEISS
BESCHIED —



UND DU?



Der „Internationale Verkehrssicherheitstag“ wird wieder in der Bundesrepublik und Westberlin von der Arbeitsgemeinschaft für Verkehrssicherheit in Zusammenarbeit mit dem Bundesverkehrsministerium durchgeführt. Sein diesjähriges Thema ist „Das Zweirad im Straßenverkehr“. Es wurde deshalb gewählt, weil neben rund 7 Millionen Autos etwa 16 Millionen Fahrräder, rund 2,1 Millionen Mopeds und rund 1,5 Millionen Motorräder und Motorroller unsere Straßen in Westdeutschland benutzen. (Rund ein Drittel aller unserer Mitarbeiter kommen mit einem Zweirad zum Werk.)

Daraus ergibt sich ein gefährlicher Mischverkehr, gefährlich vor allem für die gesamte Gruppe der Zweiradfahrer, die wiederum auch zu einer Gefahrenquelle werden.

1958 waren 149 000 Motorräder und -roller, rund 80 000 Mopeds und rund 81 000 Fahrräder in Westdeutschland an Straßenverkehrsunfällen beteiligt. An den 11 697 Verkehrstoten des Jahres 1958 waren 2920 Motorrad- und Motorrollerfahrer, 1192 Radfahrer und 1094 Mopedfahrer beteiligt. Fast die Hälfte (44,6%) aller im Straßenverkehr Getöteter waren Zweiradfahrer!

Die Entwicklung der Verkehrsunfälle, soweit sie unsere Mitarbeiter betreffen, haben wir in einem Artikel in dieser Ausgabe dargelegt. Wir können hier nur noch einige Hinweise geben:

Halte dein Fahrzeug verkehrssicher

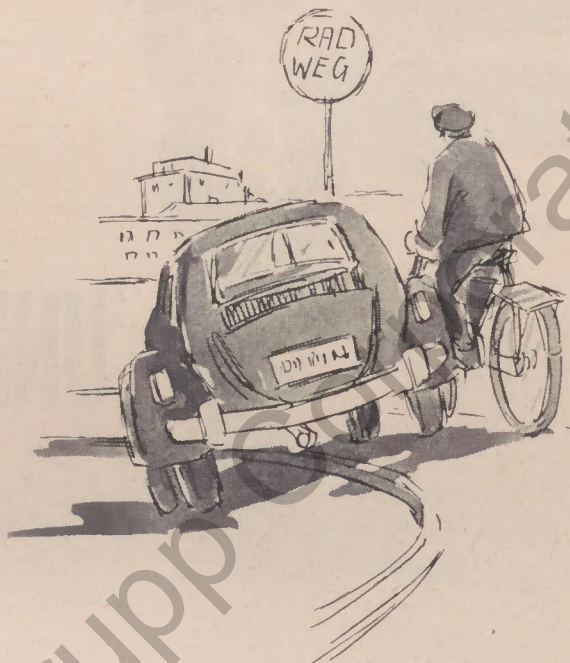
Jedes Fahrzeug muß von Zeit zu Zeit überprüft werden, ob es technisch in Ordnung ist, denn davon hängt die eigene Sicherheit



und die der anderen Straßenbenutzer ab. Besondere Aufmerksamkeit ist den Bremsen und der Bereifung zu schenken. Das gilt nicht nur für Kraftwagen, sondern auch für alle Zweiräder. Nur wenn Bremsen und Reifen in Ordnung sind, kann ein kurzer Bremsweg erreicht werden. Darauf kommt es aber immer an, wenn Gefahr im Verzug ist. Bei Fahrrädern sind vor allem die Rücktrittbremse, die Pedalrückstrahler und die Warnglocke zu überprüfen.

Sorge für ausreichende Beleuchtung

Ausreichende Beleuchtung erhöht die Verkehrssicherheit. Zu einer ausreichenden Beleuchtung von Fahrzeugen gehört beim Kraftwagen: richtig eingestellte Scheinwerfer, nicht verschmutzte Rück- und Bremsleuchten und gut funktionierende Richtungsanzeiger; bei Zweirädern: nicht blendende Scheinwerfer und Rückleuchten, und bei Fuhrwerken: gut sichtbar aufgehängte Laternen — rotes Licht nach hinten, weißes nach vorne. Es gehört aber auch dazu, daß abgestellte Fahrzeuge auf öffentlichen Wegen beleuchtet werden. Außerdem sollen alle Fahrer, auch Radfahrer, immer eine Ersatzlampe zur Hand haben. Werden Fahrzeuge in der Dunkelheit unter Straßenlaternen abgestellt, so ist es Pflicht des Fahrers, sich zu vergewissern, daß die Straßenlaternen die ganze Nacht brennen, falls der Wagen oder das Zweirad bis zum nächsten Morgen darunter stehenbleiben soll.



Linksabbiegen

Das Linksabbiegen wird für Zweiradfahrer leichter und ungefährlich, wenn sie deutlich und früh genug Zeichen geben und sich rechtzeitig einordnen. In der Dunkelheit müssen sie vor allem auf Landstraßen sehr vorsichtig sein und daran denken, daß sie während des Abbiegens von anderen Fahrzeugen schlecht gesehen werden. Naht ein schnelles Fahrzeug, dann ist es besser, zu warten, denn Geschwindigkeiten lassen sich in der Dunkelheit schwer abschätzen. Der Autofahrer darf niemals vergessen, daß Handzeichengeben für den Zweiradfahrer bedeutet: mit einer Hand fahren. Das tut der Verkehrssicherheit Abbruch. Ein rücksichtsvoller Autofahrer wird daher den Zweiradfahrer nicht durch zu dichtes Aufschließen unsicher machen.

Rechtsabbieger

Rechtsabbieger haben auf den Fußgängerverkehr Rücksicht zu nehmen. Sie müssen notfalls halten. Autofahrer, die rechts abbiegen, dürfen Zweiradfahrer nicht schneiden oder abquetschen.

Abstandhalten von Zweirädern

Der rücksichtsvolle Autofahrer und vor allem Lastkraftwagenfahrer muß von



Zweirädern beim Überholen genügend Abstand halten. Ein bis anderthalb Meter wird in der Regel ausreichen. Besser ist es, einen großen Bogen um das Zweirad zu machen oder, wenn der Gegenverkehr dies nicht erlaubt, langsam hinter dem Zweirad zu fahren, bis sich Gelegenheit bietet, in genügendem Abstand zu überholen. Der kleine Zeitverlust ist schnell wieder wettgemacht. Eine solche Fahrweise entspricht der Höflichkeit des Stärkeren gegenüber dem Schwächeren. Zur eigenen Sicherheit fährt ein Zweiradfahrer auch an haltenden Kraftwagen nicht zu dicht vorbei. Er muß immer damit rechnen, daß plötzlich eine Wagentür nach der Fahrbahnseite geöffnet wird. Allerdings wird ein vorsichtiger Autofahrer sich vor dem Öffnen der Tür überzeugen, daß dadurch kein anderer Verkehrsteilnehmer gefährdet wird.

Vorfahrt

Die Bestimmungen über die Vorfahrt gelten nicht nur für die Autofahrer, sondern auch für die Zweiradfahrer. Bei Kreuzungen und Einmündungen, die nicht beschildert sind, gilt grundsätzlich: rechts vor links. Auch der Radfahrer, der von rechts kommt, hat einem motorisierten Fahrzeug gegenüber Vorfahrt. Ein rotes Dreieckschild besagt, daß man erst den Verkehr auf der anderen Straße vorbeiläßt, nicht nur Kraftfahrzeuge, sondern jeden, der die Fahrbahn benutzt, selbst Handkarren. Bei einem Stoppschild muß grundsätzlich gehalten werden, auch dann, wenn auf der anderen Straße kein Fahrzeug sichtbar ist.

Soweit das Recht. Der kluge Fahrer wird aber nicht auf sein Recht pochen und sich die Vorfahrt erzwingen. Das ist immer sehr

gefährlich. Im Taschenbuch „Wir und die Straße“ sagt die Bundesverkehrswacht hierzu: „Weil wir höflich sind, helfen wir den zum Warten Verpflichteten, wenn sie sich in den fließenden, vorfahrtsberechtigten Verkehr einreihen wollen.“

Radwege

Radwege dienen zur Entmischung des Straßenverkehrs. Ihre Benutzung dient ausschließlich der Sicherheit der Radfahrer. Aber sie sind auch verpflichtet, sie zu benutzen. Fußgänger haben auf Radwegen nichts zu suchen, und Autofahrer dürfen ihre Wagen auf Radwegen nicht parken. Dies gilt auch, wenn der Radweg nur durch eine Markierungslinie von der Fahrbahn getrennt ist. Der Autofahrer, der dicht an einem Radweg hält, muß sich sehr aufmerksam umschaun, ob nicht ein Radfahrer gefährdet wird, wenn er die Wagentür öffnet. Ebenso aufmerksam muß der Radfahrer sein, wenn er vom Radweg wieder auf die Fahrbahn überwechseln oder diese kreuzen muß. Von

den 354591 km befestigter Straßen im Bundesgebiet sind bisher nur 4% durch Radwege entmischt. Aber die Arbeitsgemeinschaft für Verkehrssicherheit, Gruppe Radwegebau, ist intensiv um den Bau weiterer Radwege bemüht.

Typische Unfälle

Die Auswertung der Unfallakten eines Kraftverkehrsversicherers ergab, daß die Hauptursachen für typische Radfahrunfälle sind: mangelhafte Beleuchtung des Rades — das Linksabbiegen — das zu dichte Vorbeifahren an parkenden Autos — das Überholen von Radfahrern durch Kraftfahrzeuge, die einen zu geringen Schutzabstand halten — die Gewohnheit vieler Radfahrer, nicht hart rechts zu fahren — das beliebte Nebeneinanderfahren — die Mitnahme sperriger oder schwerer Gegenstände auf dem Fahrrad — das unbedachte Abfahren von Radwegen — das Hindurchschlängeln zwischen haltenden Autos — die Nichtbeachtung der Vorfahrt. Ganz besonders gefährdet sind ältere Radfahrer. Die Statistik ergibt, daß 25% der im Straßenverkehr getöteten Radfahrer 60 Jahre und älter sind.

Seelisch bedingte Unfallursachen

An erster Stelle steht die nervöse Hast. Alle Verkehrsteilnehmer, die unter Zeitdruck stehen, bringen sich und andere in Gefahr, weil sie sich nicht konzentriert im Straßenverkehr verhalten. Verkehrszeichen werden übersehen — Fahrbahnmarkierungen nicht beachtet — das Tempo kann nicht hoch genug sein — der Fahrverkehr wird beim Überqueren nicht genügend beachtet — der Straßenbahn wird nachgerannt, und viele scheinbar kleine Fehler werden gemacht, die aber zu großen und schweren Unfällen führen können.

Es ist so leicht, sie zu vermeiden: Nimm dir Zeit und nicht das Leben!

Gehe rechtzeitig von zu Hause fort, und wenn du nach der Arbeit wieder nach Hause gehst oder fährst, nimm dir ebenfalls Zeit. Der Wunsch, ein paar Minuten früher wieder zu Hause zu sein, kostet vielleicht einen wochenlangen Aufenthalt im Krankenhaus, oder du siehst vielleicht dein Heim überhaupt nicht mehr. Es bedarf keiner besonderen Klugheit, um sich sagen zu können: Das lohnt sich nicht!

Eine andere seelische Ursache liegt im Kummer und im Ärger. Kummer und Ärger lenken ab. Wer damit belastet sich auf die Straße begibt, ob als Autofahrer, Zweiradfahrer oder Fußgänger, wird zum Automaten. Er ist den Anforderungen der Straße nicht mehr gewachsen. Laß daher Kummer und Ärger zu Hause, denn sonst könnte es sein, daß ... nun, daß du sie schneller los bist, als dir lieb ist, und daß an ihre Stelle Leid und Schmerz treten.





zu dem Internationalen
Verkehrssicherheitstag
1960

7. Mai 1960

Die Straße ist für alle da!

Jeder muß auf den anderen Rücksicht nehmen! Jeder muß das Recht des anderen achten, und niemand darf auf sein Recht pochen! Der Starke muß auf den Schwächeren, der Schnelle auf den Langsameren Rücksicht nehmen! Alte und gebrechliche Menschen und Kinder bedürfen besonderer Rücksichtnahme. Wenn jeder so denkt und handelt, dann ist die größte Gefahr auf unseren Straßen gebannt, mag der Verkehr auch noch so groß sein.

Leider denken und handeln bei uns bei weitem nicht alle Verkehrsteilnehmer so. Wir zeigen Ihnen im Bilde eine Verkehrssituation, wie wir sie täglich in unseren Städten beobachten können.

Stellen Sie doch bitte einmal fest, wer hier etwas falsch macht! Wir geben Ihnen einen kleinen Tip: 6 Verkehrsteilnehmer handeln hier nicht richtig. Welche sind es? Schreiben Sie die Nummern dieser Verkehrsteilnehmer auf den Lösungsschein. Beweisen Sie, daß Sie Bescheid wissen, wie man sich im Straßenverkehr verhält.

Und nun viel Glück!

**GROSSES
PREISAUSSCHREIBEN**

Teilnahmebedingungen:

Jeder kann teilnehmen; ausgeschlossen sind lediglich die Vertreter der Dienststellen, die an der Gestaltung des Preisausschreibens beteiligt waren.

Teilnahmeberechtigt sind nur ordnungsgemäß und vollständig ausgefüllte Lösungsscheine, die auf eine Postkarte aufgeklebt sind. Außer Anschrift und ordnungsgemäß ausgefülltem Lösungsschein dürfen die Postkarten keine anderen Mitteilungen enthalten. Betriebe, Schulen und Vereine können die vorgeschriebenen Lösungskarten auch in Sammelsendungen einreichen. Richten Sie die Einsendungen nur an die:

Arbeitsgemeinschaft für Verkehrssicherheit, Bad Godesberg, Roonstraße 24.

Einsendeschluß ist der 15. Juni 1960. Maßgebend ist das Datum des Poststempels.

Unter den richtigen Lösungen werden die Gewinner unter Ausschluß des Rechtsweges durch das Los unter Aufsicht eines Vertreters des Bundesverkehrsministeriums ermittelt. Gehen weniger richtige Lösungen ein, dann werden die verbleibenden Preise dem Freiwilligen Schülerlotsendienst der Bundesverkehrswacht zur Verfügung gestellt.

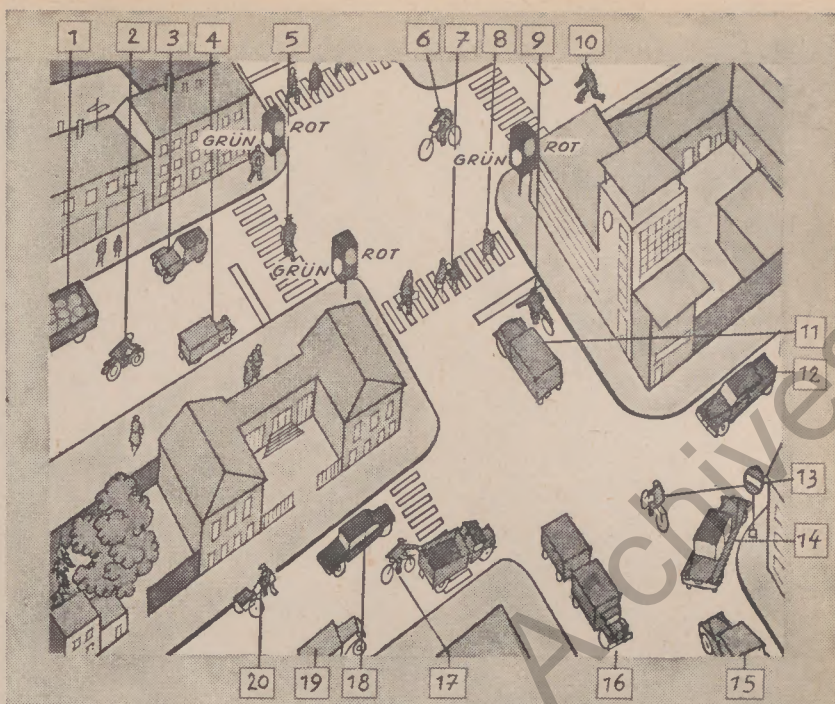
Das Ergebnis des Preisausschreibens wird in den Zeitschriften „Unfallwehr“ und „Deutsche Verkehrswacht“ veröffentlicht. Alle Preisträger werden durch die Arbeitsgemeinschaft für Verkehrssicherheit nach der Preisverteilung über ihren Gewinn und seine Aushändigung benachrichtigt.

Anfragen werden nicht beantwortet.

Die Einsender unterwerfen sich unter Ausschluß des Rechtsweges den vorstehenden Bedingungen.

Arbeitsgemeinschaft für
Verkehrssicherheit

Herausgegeben von der Arbeitsgemeinschaft für Verkehrssicherheit, Bad Godesberg, im Auftrage des Bundesverkehrsministeriums und in Zusammenarbeit mit dem Hauptverband der gewerblichen Berufsgenossenschaften, Zentralstelle für Unfallverhütung, Bonn, und der Bundesverkehrswacht e. V., Bonn.



Preise für Sie

1. Preis: Ein Personenkraftwagen der Mittelklasse in Luxusausführung
2. Preis: Ein Motorrad
3. Preis: Ein Motorroller
4. Preis: Ein Moped
5. Preis: Eine Campingausrüstung
6. Preis: Ein Fernsehgerät
7. Preis: Ein Rundfunkgerät

8. Preis: Ein Tonbandgerät

- 9.—15. Preis: Ein Herren- bzw. Damenfahrrad

und viele weitere, wertvolle Preise wie: Kleppermäntel, Reiseradiogeräte, Ausrüstungsgegenstände und Zubehörteile für Auto-, Motorrad- und Radfahrer sowie Bücher, Straßenkarten usw.

Hier abtrennen!

LÖSUNGSSCHEIN

An die

Arbeitsgemeinschaft für Verkehrssicherheit
Bad Godesberg, Roonstraße 24

Absender (Bitte deutlich in Blockschrift schreiben):

Vor- und Zuname:

Wohnort:

Straße:

Alter (Nur von Schülern angeben):

Meine Lösung ist:

Falsch haben sich im Straßenverkehr verhalten:

☐	☐	☐	☐	☐	☐
--------------------------	--------------------------	--------------------------	--------------------------	--------------------------	--------------------------

Nummern in die vorgezeichneten Kästchen eintragen. Lösungsschein auf eine Postkarte kleben (nicht in einen Briefumschlag stecken).



Von links: Betriebsratsvorsitzender Albert Pfeiffer und sein Stellvertreter Helmut Latta, Viktor Potisek, Arbeitsdirektor Walter Hölkeskamp

VIKTOR POTISEK

Was ist geschehen? Eigentlich nur eine Kleinigkeit, bei der mancher achtlos weitergegangen wäre:

Eines Abends, kurz nach 20 Uhr, überschritt Viktor Potisek, im zwölften Jahre bei uns beschäftigt und Vorarbeiter im Thomaswerk, an der Nordseite des Mischers die Gleise unserer Werkseisenbahn in Richtung Eliaswaage. Als er von der letzten Schiene aus den Erdboden betrat, verspürte er einen schwachen elektrischen Schlag. Das hätte viele nicht gekümmert. Sie wären weitergelatscht: „Was habe ich damit zu tun? Was kümmert's mich?“

Potisek aber alarmierte sofort den zuständigen Betriebselektriker. Die unvorzüglich vorgenommene Untersuchung ergab dort

tatsächlich einen Spannungsunterschied zwischen der Eisenbahnschiene und dem Erdreich in etwa 80 cm Entfernung von etwa 150 bis 160 Volt. Die Ursache wurde auf einen Kabelfehler zurückgeführt, zumal dort Kabel zum Drahtwerk und Walzwerk IV liegen. Bei den durchgeführten Ausschachtungsarbeiten wurde der Fehler entdeckt und beseitigt.

Durch das vorbildlich umsichtige Verhalten von Viktor Potisek also wurde eine sehr gefährliche Unfallquelle erkannt und sofort beseitigt und weiterhin eine Störung in der Stromversorgung für das Walzwerk IV verhindert.

Auf Vorschlag der Elektrotechnischen Abteilung wurde Viktor Potisek vom Direktorium eine Belohnung überreicht.

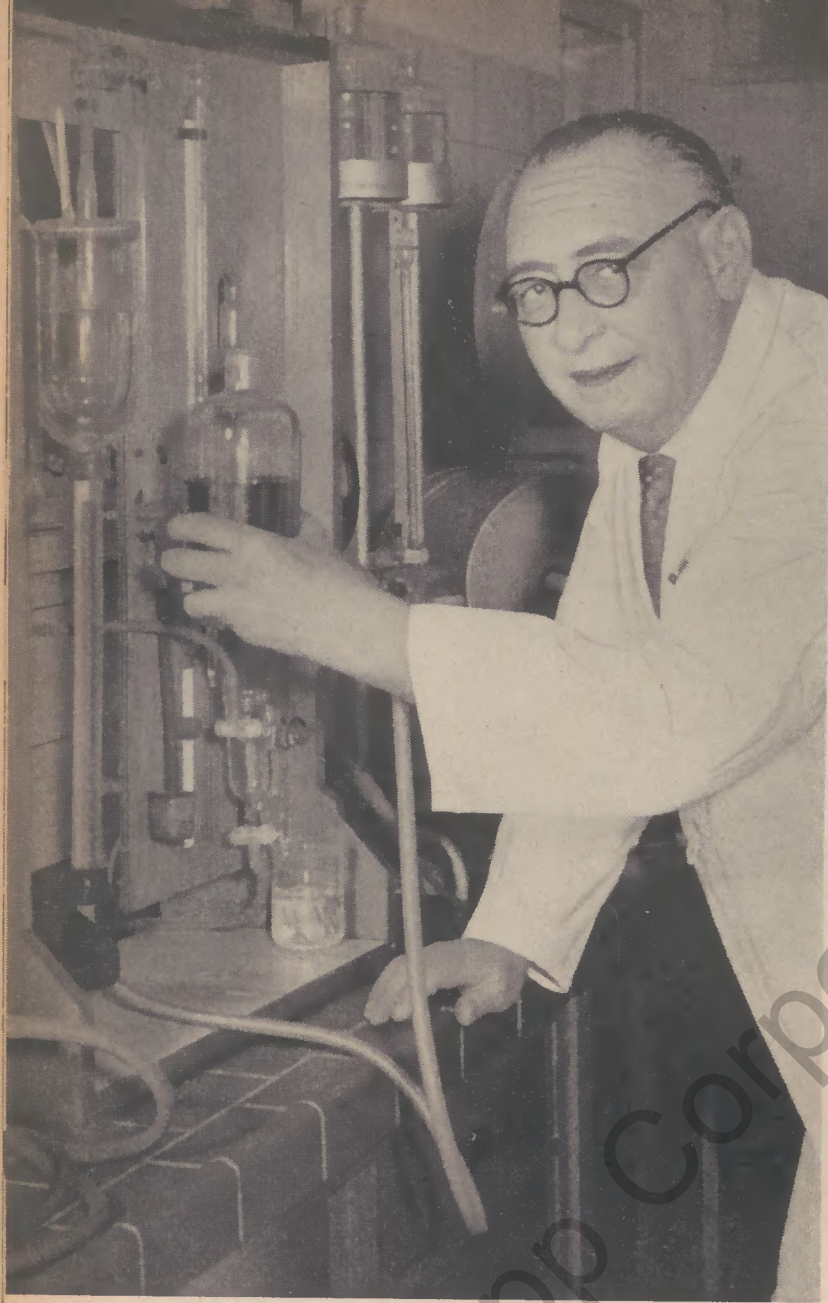


MAX RUDNICK

Da besteht der Kegelklub „Bummelkugel“. Er wirkt an jedem Mittwoch in unserem Gästehaus. Seine zwölf Mitglieder, durchweg Obermeister und allesamt alte „Strategen“ der Hütte, haben insgesamt ein Dienstalder von rund 450 Jahren; das entspricht einem Durchschnittsalter von etwa 40 Jahren je Mitglied. Da kann man wohl staunen. Und man staunt noch mehr, wenn man weiß, daß allesamt wirklich solide sind und daß noch niemand „auch nur halb angeschlagen“ die Kegelbahn verlassen hat. „Das können wir uns einfach nicht erlauben, denn jeder von uns hat betrieblich eine schwere Verantwortung und muß einen klaren Kopf haben.“ Weshalb wir die „Bummelkugel“ anführen? Nun, weil zu den Aktivsten der Aktiven

der alte Kegelroutinier Max Rudnick gehört, der buchstäblich seit den ersten Jünglingsschuhen dem Kegelsport huldigt. Er ist wahrlich ein quicklebendiger Kerl und hat gar nichts „Altes“ an sich. Kommt es daher, daß er — am 13. Dezember 1895 in Straßburg geboren — das vielbesungene „rheinische Temperament“ hat? Quicklebendig muß es auch im Elternhaus gewesen sein, denn seine Mutter — sein Vater war kurz nach der Umsiedlung nach Dortmund verstorben — hatte zwölf Kinder großzuziehen. Dafür hatte sie später 24 Enkel. Es war eben damals manches „im Dutzend billiger“. Quicklebendig mußte Max Rudnick auch damals sein, nachdem er am 30. März 1910 auf der Hütte angefangen hatte, und zwar

als Laufjunge. Das war der übliche Anfang. Mit 16 Jahren kam er ins Martinwerk und stand mit 17 Jahren am Ofen. Kriegszeit 1915/18. Zurück ins Martinwerk, wo er bald 1. Schmelzer wurde. Und dann ging es weiter aufwärts durch Fleiß, Können und Zuverlässigkeit, aber auch durch Kameradschaft und Kollegialität: 1924 Reserve-Oberschmelzer, 1929 Obermeister, seit 1956 Tagesobermeister. Seit fünf Jahren ist er auch Mitglied des Lehrlingsausschusses. „Die Beschäftigung mit der Jugend hält eben das Herz jung!“ Und sicher auch das Kegeln. Deshalb dem goldenen Jubilar Max Rudnick ein kräftiges „Gut Holz!“, mit dem er noch manches Jahrzehnt seine Kegelkumpane der „Bummelkugel“ begrüßen möge.



Die Versuchsanstalt

hat den ersten Goldenen!

Als der kleine Otto Leopold — längst ist er ein großer Brocken, ein däftiger Dürpener — am 31. März 1910 in der Versuchsanstalt anfang, waren sein Vater und zwei Onkels schon alte Mitarbeiter „auf Hoesch“. Man mußte sich — für eine Mark am Tag, aber damals waren zehn Groschen gar nicht so wenig (für die bierliebenden Dortmunder: ein Liter Dortmunder kostete in der Werkskantine 16 Pf) — schon sputen und dranhalten, erzählt er, zumal es damals für den Beruf noch keine Lehre gab. Die wurde erst viel später erfunden; damals wurde eine neuer Mitarbeiter „angelernt“. Aber das muß gut hingehauen haben, denn nach dem ersten Weltkrieg bereits — Otto Leopold wurde als Kriegsteilnehmer im Februar 1918 schwer verwundet und nach langer Lazarettzeit entlassen — wurde er als Laborant angestellt. Das sagt einiges. Seit vielen Jahrzehnten ist Otto Leopold Spezialist für Erzanalysen. Und die Versuchsanstalt und mit ihm der jetzige „goldene Jubilar“ tragen ja — auch — auf diesem Spezialgebiet eine große Verantwortung.

„In der Freizeit? Tja, ich arbeite etwas in meinem kleinen Garten, und ich mache gern mit meiner Frau große Spaziergänge. Und was ich gern tue? Da kann ich nur sagen: Ich habe immer schon gern geraucht, erst Zigaretten, von unseren Vätern ‚Sargnägel‘ genannt, später die geruhsame und genußvolle Zigarre“, sagt Otto Leopold und bläst genießerisch blaue Ringe.

Wir wünschen ihm herzlich, daß ihm die Zigarre noch viele Jahrzehnte in bester Gesundheit schmecken möge, und schließen uns mit diesem Wunsche den vielen Gratulanten an.



WILHELM BIERWIRTH

Der Name verrät den alten Westfalen. Schon sein Vater — natürlich auch ein Wilhelm mit Vornamen — war ab 1888 28 Jahre bei uns tätig. Der kleine Wilhelm, jetzt Goldjubilär, mußte schon als Junge fleißig in der Arbeiterbewegung — der Vater war seit der Jahrhundertwende organisiert — helfen durch Botendienste und Flugblattverteilen, „denn so 'n kleiner Junge wurde damals von der Polizei nicht so scharf kontrolliert, und wenn — nun, dann hatte ein pffiffiger Junge auch flinke Beine.“

Am 21. März 1910 begann Wilhelm Bierwirth bei uns seine Lehre als Elektriker, und in der Elektrotechnischen Abteilung ist er bis heute tätig — mit Ausnahme einer kurzen Unterbrechung im ersten Weltkrieg, in dem er bei Verdun verwundet und dann vom Werk reklamiert wurde.

„Hobbys, wie man heute so sagt, habe ich eigentlich gar nicht gehabt!“ Nun, Wilhelm Bierwirth ist langjähriges Mitglied im BVB Borussia; er spielte hier zwölf Jahre in der 1. Mannschaft. Daneben züchtete er Tauben, dann Hühner. Er kegelte — „ich habe eine ganze Menge Preise“ — und spielte Skat. Aber als er sich mit 33 Jahren verheiratete, da gab er alles auf. Nur der „Sterbegeldbeihilfe“ widmete er sich noch.

Da war er vor 30 Jahren ein Mitbegründer; heute noch ist er Vorstandsmitglied. Der Verein, so erzählt er stolz, entwickelte sich aus kleinsten Anfängen zu einer heutigen Mitgliederzahl von rund 10000. Das ist beachtlich.

Gute Gesundheit weiterhin, Wilhelm Bierwirth, und einen sehr langen, sehr geruh-samen Lebensabend.

Der dicke Hammer



Wie eine ganz moderne Drehbank arbeitet, demonstriert Werkmeister Schäfer Franz

Der Schraubenzieher und das große WARUM?

**Die Berufsschule
als Ergänzung der
praktischen Ausbildung
in unserer Lehrwerkstatt**

„Heute muß ich in die Berufsschule!“ Das sagen im Laufe der Woche etwa achtundzwanzigtausend Dortmunder Lehrlinge der verschiedensten Altersklassen und Ausbildungsgrade, wenn sie — meist etwas später als zur üblichen „Schicht“ — zur Schule aufbrechen und entsprechend mehr Zeit an Frühstück und Frisur aufwenden können. Gut, daß jeder es nur einmal sagt, und besser, daß selbst bei einer Teilung durch sechs Werktage nicht alle gleichzeitig dort sein müssen: Die ohnehin überfüllten Wagen der Linien „4“ und „14“ würden bersten, an der Haltestelle Gronastraße würde es zu Verkehrsstockungen kommen, und der Brüggmann-Block, so riesig und vorbildlich zweckmäßig, wie er in der ganz modernen Anlage ist, könnte nicht reichen.

Er ist ja sowieso unterteilt in drei große Fachgebiete — sechs Berufsschulen —, in

Berufs- und abendliche Berufs-Aufbau-schulen. Die metallgewerblichen Zweige, die uns im Hinblick auf unsere „hütten-eigenen“ Lehrlinge besonders interessieren sollen, sind mit viertausendfünfhundert bzw. viertausend Schülern je Woche dermaßen „beschiedet“, daß man für II und I zeitlich verschieden liegende Pausen ansetzen mußte: Die Schüler sollen ja auch etwas von der Ausspannung haben, sich in ihrer wundervollen Pausenhalle frei bewegen und an der mit Stärkungen lockenden „Theke“ etwas Gutes in Ruhe aussuchen können.

II, das sind die „vom dicken Hammer“, während in I „die vom Schraubenzieher“ kommen. Die humorvoll vereinfachenden Begriffe sind sicherlich für die Mütter daheim leichter faßbar als die für den Vater bestimmte Erklärung, daß man die

„spanabhebenden Berufe“ — wie Schlosser, Dreher, Fräser, Schmiede, Werkstoffprüfer — in Schule II zusammengefaßt hat und daß Leute, die vornehmlich den Schraubenzieher handhaben — wie Elektriker, Feinmechaniker, „Radiologen“ und Elektroniker — zur Gruppe und Schule I gehören.

Was der Junge auch immer werden will, er findet — nachdem sich in den ersten drei Monaten seiner Lehrzeit herausgestellt hat, wozu er sich am besten eignet — in der Dortmunder Berufsschule ein Anschauungsmaterial vor, wie man es — mit einziger Ausnahme von Bochum — in weitem Umkreise vergeblich suchen wird. Nach dem Motto:

„Das Beste ist für unsere Jugend gerade gut genug“

sind da ganz moderne Maschinen aufgestellt worden, die das Herz des zu ihrer Pflege und Demonstration eigens abgestellten Werkmeisters beständig am Buttern halten müßten. Hat er doch die Gewähr, daß nichts diesen technischen Prunkstücken passieren kann, weil nur er sie bedient und keiner sie sonst anfaßt. Kann er sich doch fühlen wie ein Zaubermeister, der „mit gelassener Hand“ ungeheure Kräfte in Volt und PS entfesselt, während die lernbegierigen Schüler, die vom Gewerbelehrer in die Geheimnisse theoretisch eingeweiht worden sind, von einer stufenweise ansteigenden Tribüne aus fasziniert das Schauspiel verfolgen, das ihnen die Maschine bietet.

Die Fräsmaschine, die imponierende Drehbank, die — selten in einer Berufsschule anzutreffende — Zerreißmaschine, die künftige Werkstoffprüfer mit der Leistungsfähigkeit und der Haltbarkeitsgrenze z. B. des Stahls vertraut macht, eine Sammlung von fast allen Maschinen, die in der Praxis des Bauschlossers vorkommen — darauf kann die Stadt Dortmund und mit ihr jeder, der lehrend oder lernend damit zu tun hat, mit Recht stolz sein.

Daß die

Berufsschule auf der technischen Höhe

gehalten wird, liegt ebenso sehr in ihrem eigenen Interesse wie im Interesse der Schüler und der Betriebe, für die sie diese Schüler ausbildet. Je rascher die sich immer vervollkommnende Technisierung, Mechanisierung und Automation der Betriebe fortschreiten, um so wichtiger ist der Kontakt zwischen Betriebsleitung und Lehrkollegium: Mehrere Male im Jahr setzen die Gewerbelehrer einen Ferientag daran, sich durch Besichtigung unserer Betriebe systematisch mit den Anforderungen vertraut zu halten, die die Praxis an ihre Schüler stellt und stellen wird. So kommt es zu einer fruchtbaren Zusammenarbeit zwischen Betriebspraxis und Berufsschule, die der Ausbildung ihren tiefsten Sinn gibt.

Unsere etwa hundertfünfzig neuen Lehrlinge,

die mit sozusagen gesetzmäßiger Regelmäßigkeit jeweils am ersten April in der

Lehrwerkstatt und damit in der Berufsschule antreten, bilden zusammen mit den über dreihundert Lehrlingen im zweiten und im dritten Lehrjahr große Gruppen, die dankbar begrüßte „Sicherheitsfaktoren“ für den Lehr- und Stundenplan darstellen. Er muß ja schon Monate vorher aufgestellt werden, damit man mit Raum und Zeit ebenso auskommt wie mit der stundenmäßigen Aufteilung in Fachkunde und Fächern der allgemeinen Bildung. Zur Fachkunde gehört die Kunde vom Fach ebenso wie das Fachrechnen und das Fachzeichnen. Unsere Lehrlinge brauchen keine technischen Klassezeichner zu werden, aber sie müssen selber gut genug zeichnen können, um die technischen Zeichnungen, nach denen sie arbeiten sollen, zu verstehen. Hand in Hand mit diesem Bemühen, von der Theorie her das Verständnis aufzuschließen, geht die Frage, die immer wieder vom Lehrer gestellt wird:

„Warum muß das so gemacht werden?“

Die Fähigkeit, sich diese Frage zu stellen und sie zu beantworten, unterscheidet den gelernten vom ungelernten Arbeiter. Eine theoretische Untermauerung der erlernbaren handwerklichen Fertigkeiten führt zur Erreichung des Ziels, das Berufsschule und Lehrwerkstatt gemeinsam anstreben: denkende Facharbeiter heranzubilden. Wer selber denken gelernt hat und sich dann ein Leben lang im Denken übt, der wird schon dafür sorgen, daß seine Kinder später einmal mit aufgeschlossenen

Wie die Drehbank — der Stolz der Berufsschule — von innen aussieht, lernt man hier bei Fachvorsteher Schulte. Der „Schrott“ auf der Erde ist wertvolles, von der Westfalenhütte gestiftetes Anschauungsmaterial, für das ein Regal (im Hintergrund) gerade gebaut wird





Unfallverhütung, die in einer Schmiede mit acht Feuerstellen besonders groß geschrieben wird, kann man auch auf vernünftige Weise erlernen, wie hier durch Direktor Römer bewiesen

Sinnen vor die — dann noch viel weiterentwickelten — Wunder der Technik treten.

Unsere Lehrlinge sind ja sowieso viel schlauer als die

„halben Portiönchen“,

die noch vor einem Menschenalter, vierzehnjährig, schüchtern und sozusagen offenen Mundes, staunend vor die Vitrinen mit dem (damals noch herzlich mageren) Anschauungsmaterial der Berufsschulen traten. Heute sind die aus blitzendem Metall und Glas „komponierten“, raffiniert ausgeleuchteten Vitrinen angefüllt mit den neuesten Jugendbuch-Erscheinun-

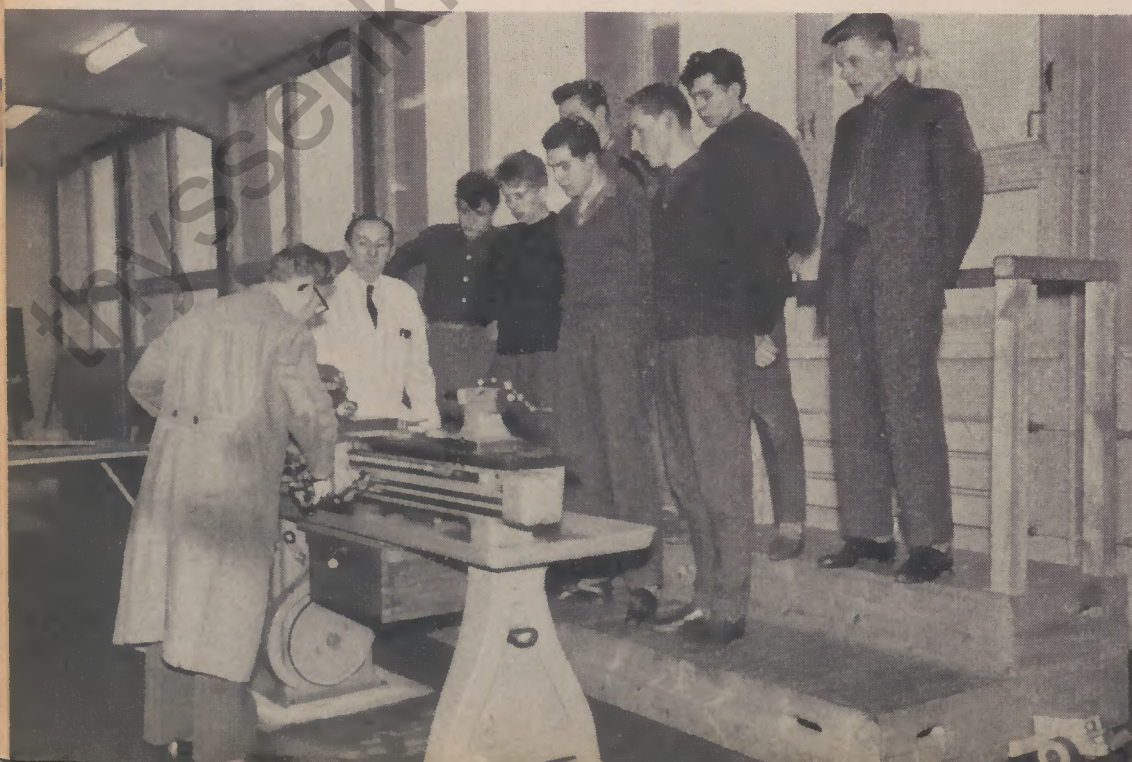
gen aus aller Welt (Aussteller: Fritz-Henßler-Haus) und mit Profilschnitten und Materialproben der großen, metallverarbeitenden Betriebe, auch mit besonders schönen, selbstgemachten Werkstücken.

Sich im Alltagsleben zurechtfinden,

lernen die Lehrlinge in den beiden Stunden, die z. Z. an jedem Schultage der „allgemeinen Bildung“ gewidmet werden. Wirtschaftskunde, Bürgerkunde, Gewerkschaftskunde wechseln ab mit Einführungen, die z. B. in die Sozialversicherung gegeben werden. Dem „Umgang mit Behörden“, der auch in Grundzügen erörtert wird, muß eine Art Kolleg über

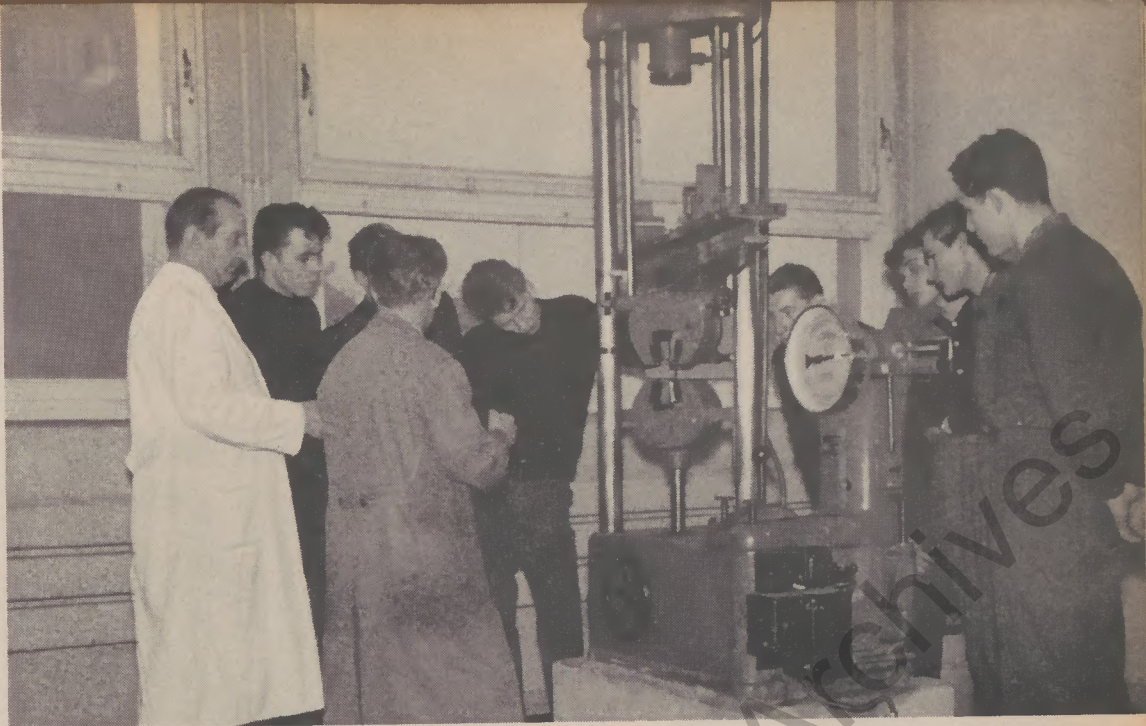
die verschiedenartigen Behörden vorausgehen, mit denen man es zu tun bekommt, sobald man aus dem Zwang (aber auch aus der Hut) der Schule entlassen wird.

Harmlose Probleme, wie das Ausfüllen einer Postnachnahme, gebenden „ahnungslosen Engeln“ einen Vorgeschmack des Fragebogen-Puzzlespiels, zu dem später das Finanzamt sie auffordern wird. Auch Religion ist Pflichtfach, und in den Bereich der höheren Mathematik gehört die „Regel“, nach der sämtliche Klassen dieser so vielverzweigten Schule dann auf den doppelgleisigen Konfessionsfahrplan verteilt werden.



Ein tribünenartiger Aufbau neben der modernen Fräsmaschine ist sehr zu empfehlen: keiner kann sich nachher darüber beklagen, daß er „nichts gesehen“ hätte

Andächtig steht man vor der — in einer Berufsschule selten anzutreffenden — Zerreißmaschine, an der künftige Werkstoffprüfer Erfahrungen sammeln können



Daß

Unfallverhütung ganz groß geschrieben

wird in einem so kostbaren Gebäude, das Tausende junger Leben und unschätzbare Werte an Maschinen beherbergt, versteht sich am Rande. Daß ein Beruf ganz nebenbei „was mitkriegt“ von einem artverwandten, auch. So die Schlosser von den Schmieden, deren mit Sonderkaminen versehene acht Schmiedefeuer samt verschiedenen Ambossen, „dicken Hämmern“ und so interessanten Geräten wie der „Wolfsmaulzange“ unwiderstehlich zum Probieren einladen. Eine schöne alte

Anekdote von Wotan, dem ersten Schmied, dürfte auch zur „Allgemeinbildung“ aller spanabhebenden Berufe gehören: Er verschluckte einen glühenden Hammer und gab damit allen kollegialen Nachfahren Grund, beständig zu löschen.

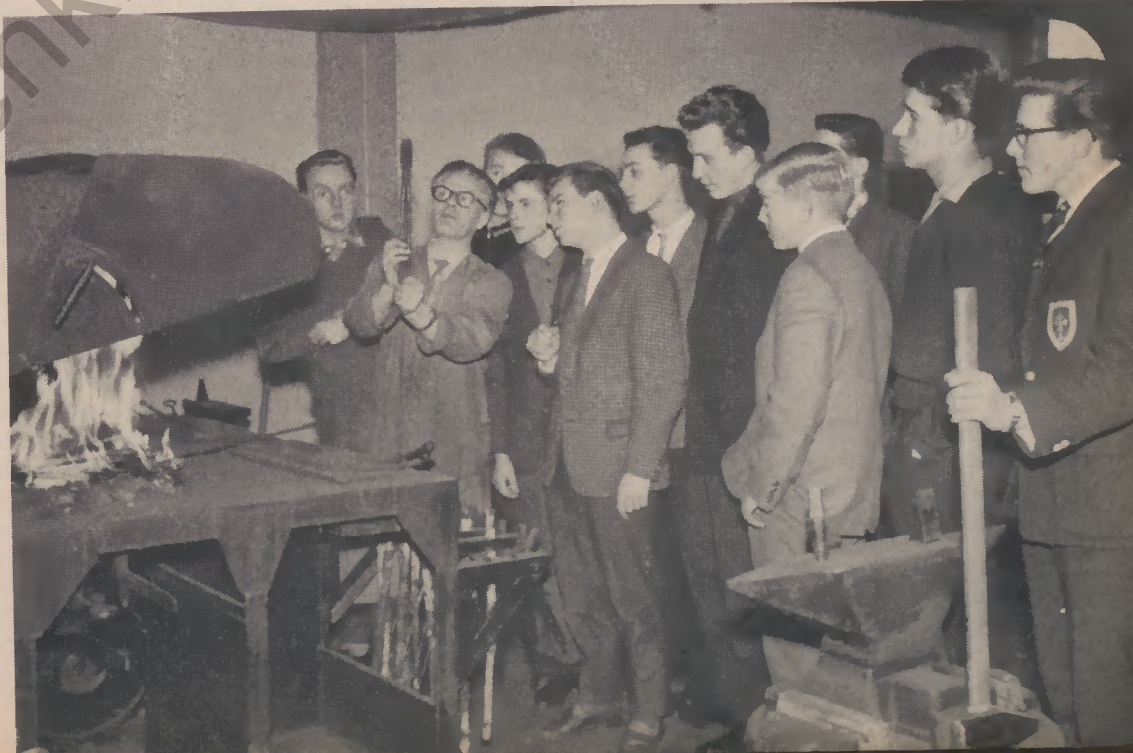
Die neueste, sehr zu begrüßende Maßnahme der Stadt Dortmund aber bezieht sich auf die

gesundheitliche Betreuung unserer Lehrlinge.

In soeben eingerichteten, mit ganz neuzeitlichen Geräten ausgestatteten Untersuchungsräumen werden sie regelmäßig vom Arzt unter die Lupe genommen wer-

den, der ihnen in einem kleinen Extra-Sprechzimmer auch für ganz private, persönlichste Gesundheitspflege und für besondere Fragen zur Verfügung steht. Im übrigen wird er dafür sorgen, daß gegebenenfalls den Befunden der Untersuchungen gemäß Maßnahmen getroffen werden, die die Lehrlinge und ihre Eltern u. U. vor großen Sorgen bewahren können, denn: Vorbeugen ist besser als Heilen! Das ist lange schon die Haltung unseres Werkes und unserer Werkärzte, denen selbstverständlich auch die Betreuung unserer jüngsten Lehrlinge anvertraut ist und die sich jederzeit gern auch dieser Aufgabe widmen.

Schlosserlehrlinge „auf Besuch“ in der Schmiede: Wie eine „Wolfsmaulzange“ arbeitet, müssen auch sie wissen





EHRLINGE „IN DER ZANGE“

Hans Peter Ludwig, der Hochöfner werden will, vor dem Prüfungsausschuß. Von links: Betriebschef Freund, Dr.-Ing. Meyer, Gewerbeoberlehrer Schneider (verdeckt), Dipl.-Ing. Tallmann, Lehrwart Auel (verdeckt). Auch Ludwig bestand die Prüfung

Es ging um den Facharbeiterbrief der Handelskammer. Achtzehn Jungen, die vor drei Jahren in unserer Lehrwerkstatt als werdende Hüttenleute angefangen hatten und vom zweiten Lehrjahr an in bestimmter Fachrichtung angelernt worden waren, mußten vor dem für ihr Fach zuständigen Prüfungsausschuß erworbenes Können „unter Beweis stellen“, wie man so schön sagt, praktisch, schriftlich und mündlich. Der eine Vormittag, an dem die vier Hochöfner, die fünf Walzwerker, die vier Thomasstahlwerker und die fünf Siemens-Martin-Stahlwerker sich im Sonntagsstaat und mit klammen Fingern in einem Prüfungsraum der Berufs- und Fachschule einfanden, um „das Schriftliche“ hinter sich zu bringen, war bald vorüber. Wie die Chancen standen, ließ sich leicht erraten, nachdem man einander „interviewt“ hatte, Ansatz, Antwort oder Ergebnis miteinander vergleichend: Wenn's

beim Mitprüfling ebenso ausgefallen war, würde es schon richtig sein. Und das Mündliche, das dann etwa in Monatsfrist folgen würde, „das war 'n Klacks“, nach Aussage von Nachbarn Heino wenigstens, der voriges Jahr schauerlich damit angegeben hatte, wie man die „Leute vom Prüfungsausschuß fertigmacht“. Weil also kein Grund zur Aufregung vorzuliegen schien, klapperte man wie bisher seine acht Stunden am Hochofen, im Walzwerk oder Stahlwerk herunter, schwang sich aufs Stahlroß oder Moped, um nach einer nahrhaften Mahlzeit bei Muttern dem Sport, dem Kino, dem Bastelkursus oder dem Fernsehapparat zuzustreben.

„Merkt euch das für die mündliche Prüfung!“,

diesen Satz, der im Unterricht sowohl der Berufsschule als auch der Lehrwerkstatt

und auch der ausbildenden Betriebe mit Nachdruck immer wiederkehrte, quittierte man mit fast mitleidigem Lächeln. Man hatte doch so gut wie bestanden! Vorträge, die von Vertretern einzelner Abteilungen (speziell auf die Prüfung hin) in der Lehrwerkstatt gehalten wurden, über Gewerkschaftskunde beispielsweise oder über Fachkunde, empfand man als zusätzliche Belastung. Man saß die Stunden ab, in Gedanken mit anderthalb Beinen schon auf der Straße. Den Mann da vorn, der um Zahlen und Daten und um Für und Wider soviel Aufhebens machte, musterte man mit gelangweiltem Grimm: „Warte nur, wenn ich erst ein freier Mann bin!“ Im Rechnen schaute man — schriftliche Prüfung war doch fertig — kaum noch auf die Tafel, und in Gemeinschaftskunde könnte einen sowieso keiner 'reinlegen, meinte man. Aber dann stand man eines Tages

vor ernst und würdig blickenden Männern,

die — man sah es genau — die schriftlichen Prüfungsarbeiten vor sich liegen hatten. Das „Wat denn?“ und „Na wenn schon!“ der im Raum gegenüber zurückgebliebenen Kameraden war verhallt, und nun kam es einzig darauf an, daß man — „Ziehen Sie doch mal eine Karte“ — Auskunft geben konnte über Fragen nach der Zusammensetzung des Möllers, des Thomaseisens, der Schlacke, nach dem Verwendungszweck der „Nebenprodukte“, nach dem Verhältnis der Heizwerte in Koksgas und Gichtgas, nach den Unterscheidungsmerkmalen der einzelnen Erz- oder Eisensorten, nach der Analyse von Stahleisen, nach der Schädlichkeit von Schwefel und Phosphor für den Stahl, nach der Natur der feuerfesten Steine, nach den „Beruhigungsmitteln“ für Stahl: Aluminium und Silizium, nach Fehlern, die man beim Abgießen von Chargen in Kokillen machen kann, und nach Maßnahmen, die man ergreifen muß, wenn der Hochofen „hängt“. Oha! Wenn man in drei oder vier

Fachkundefragen auf Herz und Nieren geprüft wird,

dann geht einem doch Verschiedenes sozusagen mit Grundeis. Das Verflixte an so einer Prüfung ist nicht nur, daß Namen, die man im tagtäglichen Leben zwanzigmal braucht, ins Nirgendwo verrutscht erscheinen, daß Formeln, noch gestern wie im Schlafe hergeleiert, sich nirgends im Gedächtnis mehr finden und daß beim ersten und zweiten und dritten Versagen das Bißchen, was man zu wissen meinte, lawinengleich in einen Abgrund des Schreckens und des Entsetzens poltert. Des Schreckens, weil man erkennt, daß es — schriftliche Prüfung her und hin — tatsächlich Ernst wird und schliefgehen könnte. Des Entsetzens darüber, daß man soviel versäumt hat,

daß man zu faul und zu gleichgültig war,

um sich zu überlegen, daß eine Fachprüfung kein Pfänderspiel ist, daß alle jene richtiglügen, die immer wieder mit Nachdruck und großem Ernst auf alles hinwiesen, was in der Prüfung verlangt werden würde. Die Klage darüber, daß die Jungen nicht rechnen können, ist fast so alt wie die Lehrwerkstatt selbst. Von allem Anfang an haben die Fachlehrer in Lehrwerkstatt, Berufsschule und Betrieb die größte Mühe damit gehabt, das, was man von der Volksschule her kennen sollte, gründlich zu wiederholen oder ganz neu durchzunehmen. Worauf soll der Unterricht im Fachrechnen aufbauen, wenn Dinge wie Bruchrechnen und z. B. Längen-

Flächen- und Raummaße nicht vorausgesetzt werden können?

„Endlich mal einer, der einen Ansatz macht“,

seufzte einer der Prüfer erleichtert, als ein junger Stahlwerker die Zugfestigkeit eines bestimmten Stahls ausrechnen sollte und sich unverzüglich und formelsicher dranmachte. Der fiel auch auf „Fangfragen“ wie: „Kann man 3500 mm in eine Fläche oder ein Raummaß verwandeln?“ nicht herein.

„Erst zielen, dann schießen!“,

die alte Soldatenregel gilt in einer mündlichen Prüfung auch dann, wenn es sich „nur“ um gemeinschaftskundliche Fragen wie Unterschiedsbestimmung zwischen Legislative und Exekutive handelt, um freie Wirtschaft hier oder Planwirtschaft „drüben“, um den „zweiten Bildungsweg“ (der über Fachschulreife, Ingenieurschule, Wirtschaftsabitur bis zum Dr.-Ing. führen kann), um die Frage, ob der Säugling in der Wiege „geschäftsfähig“ oder „rechtsfähig“ ist. „Erst ins unreine denken“, sollte sich der Prüfling selber ermahnen, wenn er, im Prüfungsfach „Technisches Zeichnen“, zu gegebener Vorderansicht und Draufsicht eine Seitenansicht an die Tafel malen soll. Daß die technische Zeichnung ein „Verständigungsmittel zwischen dem Konstrukteur und dem Ausführenden“ ist, hat er glücklicherweise gewußt.

Wenn ich Hüttenmann werden wollte, würde ich

keinem glauben, der mir weismachen wollte, daß Fragen in einer mündlichen Prüfung „kleine Fische“ sind, mich auf den Hosenboden setzen und alles auswendig lernen, was ich in der Lehrwerkstatt, in der Berufsschule und im Betrieb „gehabt“ oder mir aufgezeichnet habe,

mir aus der Werkbücherei oder aus den Handbüchereien der Betriebe Bücher holen und etwas mehr lernen, als was wir gerade durchgenommen haben,

am „Schwarzen Brett“ im „Haus der Jugend“ nach allgemein interessierenden Vorträgen Ausschau halten, in denen ich zum Thema „Gemeinschaftskunde“ etwas erfahren kann.

Ich würde

den Bau eines Hochofens oder eines Winderhitzers oder eines Kammerofens oder die Anlage einer Walzenstraße so lange „mit wenigen Strichen“ aufmalen, bis ich es im Schlafe könnte,

Vorarbeiter und Kollegen fragen, wie die Instrumente heißen, die da überall Diagramme aufzeichnen,

mir fest einprägen, daß man „im Hausgebrauch“ beim Hochofen nicht von „saurer“ Schlacke spricht, sondern von „langer“, nicht von „basischer“, sondern von „kurzer“,

die Unterschiede in Funktion und Aussehen wissen zwischen einer Zahlkarte und einer Postanweisung,

dem Prüfenden genau sagen können, wofür man mich bezahlt (nach Leistung und Stunden) und welche Posten mir vom Lohn zu welchen Zwecken abgezogen werden.

Vor allen Dingen aber würde ich besser aufpassen, wenn uns der wirtschaftliche Aufbau unserer Hütte erklärt wird. Aus den Fachvorträgen aller Art, die Vertreter der Betriebe zusätzlich zu anderem Unterricht wöchentlich zwei Stunden lang halten, würde ich mir Begriffe wie „Aktiengesellschaft“, „Aufsichtsrat“, „Betriebsrat“, „Gewerkschaft“ gut merken und ihre Bedeutung und ihren Tätigkeitsbereich mit meinem Vater durchsprechen oder mit meinem Onkel oder mit meinem Bruder oder mit dem alten Pensionär von nebenan. Dann würde mir nicht passieren, daß ich auf die Frage: „Wer leitet denn die Westfalenhütte?“ stotterte: „der — der Arbeitsdirektor“. Und wenn ich den Namen des Betriebschefs sagen sollte, dem ich nun schon ein Jahr lang unterstellt bin, würde ich nicht mit knallroter Birne verlegen seufzen: „Da komm ich jetzt nicht drauf!“

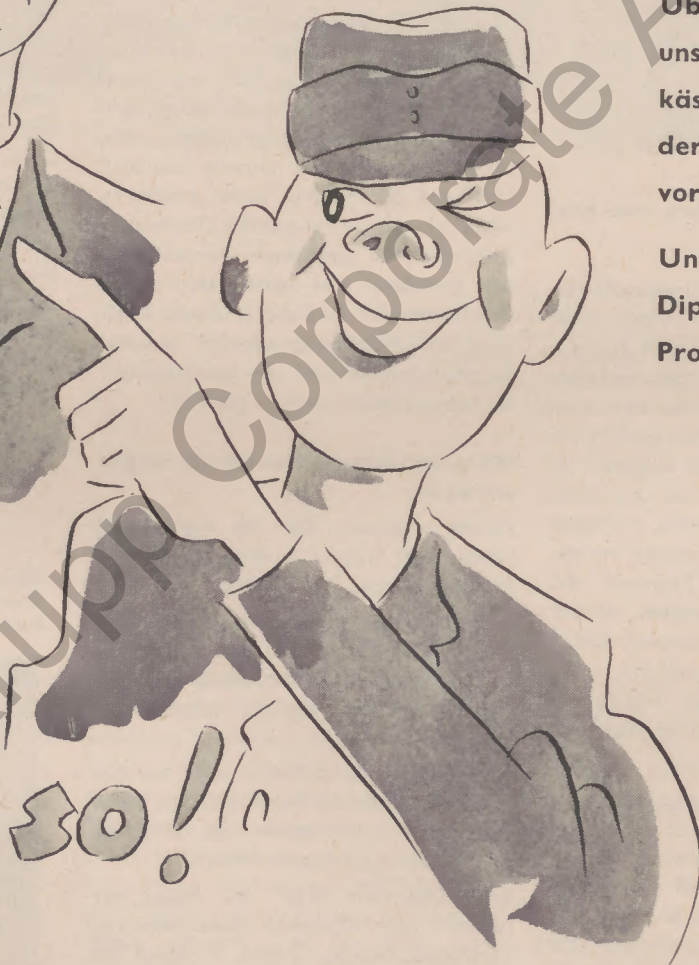
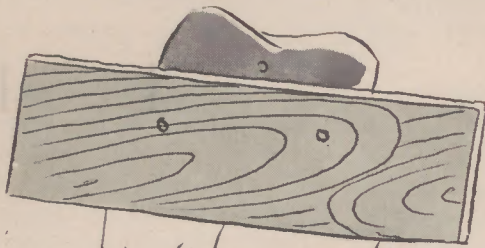
Gewerbeoberlehrer Schneider freute sich über Wilfried Fischers Sicherheit im Fachrechnen



Er kann ja auch gut lachen. Er war ja einer von denen, die blanke Hunderter auf die Hand erhielten, weil sie „mit Köpfchen“ am Arbeitsplatz standen oder mit offenen Augen durch das Werk gingen. Es gibt ja überall Möglichkeiten zu Verbesserungen.

Überall auch hängen unsere gelben Briefkästen zur Aufnahme der Verbesserungsvorschläge.

Und die Anschrift:
Dipl.-Ing. Sondermann,
Profilwalzwerke.



NICHT SO!

**AUF DRAHT SEIN
VERBESSERN!**

UNSERE EHRENTAFEL

Verdienstvolle Mitarbeiter

Wilfried Schließchen, Elektrotechnische Abteilung: Wie im Vorschlag bereits angeführt, werden die Transistor-Telefone zum Teil bei uns schon eingesetzt; sie haben sich bei Inbetriebnahme und Störungen auch gut bewährt. Der Vorschlag, die notwendigen Adern für die Telefone bei Neuanlagen von vornherein vorzusehen, ist zu begrüßen, und der Betrieb wird bei Neubauten durch die Neubauabteilung entsprechende Reserveadern vorsehen lassen. Wie derartige Adern nachträglich in alten Anlagen angebracht werden können, wird im einzelnen geprüft.

Bodo Jordan, Martinwerk III: Der Vorschlag, eine Traverse zwischen die Zangenschenkel der Stripperkräne im Stahlwerk II an Stelle eines Gießknochens einzulegen, ist brauchbar und wird ausgeführt, da Unfälle und Schäden dadurch verhindert werden können.

Hans-Peter Ulrich, Reserveteillager: Durch die Änderung der Schutzvorrichtung am Laufsteg kann es jetzt nicht mehr passieren, daß diese Vorrichtung versehentlich entfernt wird und der Steg dann nicht mehr geschützt ist.

Otto Wölki, Maschinenabteilung Hochofen: Die vorgeschlagenen Sicherungen für die Leitern, die zum Putzen der 6 m hohen Fenster des Pumpenhauses 22 benutzt werden müssen, werden durchgeführt, so daß ein Unfall jetzt bei dieser Tätigkeit ausgeschlossen erscheint.

Lothar Zeiler, Breitbandwalzwerk: Der Vorschlag, die an den Dichtungsringen angebrachte Spirale, die beim Unbrauchbarwerden der Dichtungsringe als Schrott anfallen, für die Sicherung der Gewinderinghälften an den Siemag-Arbeitswalzen im Breitbandwalzwerk zu verwenden, hat sich bewährt und wird jetzt laufend durchgeführt. Hierdurch wird außer Zeit auch noch Draht eingespart.

Jubilare April 1960

40

FRITZ SCHEFFER
Eisenbahnwerkstätten
BURGHARDT THEISS
Elektrotechnische Abteilung
PAUL STROTHENKE
Elektrotechnische Abteilung
HEINRICH SCHULZ
Stahlwerk III
HEINRICH HOPPE
Mechanische Werkstätten
HEINRICH SIEVERS
SM-Stahlwerk
JOSEF FRANK
Elektrotechnische Abteilung
HEINRICH KÖHLER
Eisenbahnbetrieb
JOSEF KRAINICK
MA-Hochofen
HERMANN DITTMAR
MA-Stahlwerke
KARL ROLF
MA-Kessel
HEINRICH WORTMANN
Stahlwerksbüro
HUBERT VOSS
Lehrwerkstatt
PAUL HEINZ
Kaliberwalzwerke
FRANZ PARGMANN
Versuchsbetriebe
FRANZ HOHEISEL
Breitbandwalzwerk

25

PAUL GRUNAU
Phosphatfabrik
ERICH SCHOLLE
Eisenbahnbetrieb
PHILIPP RUHRS
MA-Hochofen
HUBERT STAHLBERG
MA-Stahlwerke
HELMUT MÜLLER
Elektrotechnische Abteilung
ERICH MASURAT
Eisenbahnbetrieb
GUSTAV PLASSMANN
Kaliberwalzwerke
FRIEDRICH DRÜKE
Kaliberwalzwerke
KARL SCHNEIDER
Kaliberwalzwerke
WALTER REINHARDT
Elektrotechnische Abteilung
FRANZ ZIELINSKI
Kaltwalzwerk
ANTON OLSDORF
Mechanische Werkstätten
HANS THOMASZICK
Drahtverfeinerung
OTTO SCHÖNFELD
SM-Stahlwerk
FRITZ IBEL
Kaliberwalzwerke
JOSEF HELBING
Elektrotechnische Abteilung
FRANZ GROBLEWSKI
Hochofen
EMIL KOLOSKA
Thomaswerk
JOSEF BECKER
Stahlwerk III
WERNER CASPARY
Versuchsbetriebe
ANTON JUNCZYK
Betriebswirtschaft
GEORG HAASE
Betriebswirtschaft
HERBERT LAUDAGE
Betriebsrechnungswesen

Verdienstvolle Mitarbeiter

Heinz Herken, Elektrotechnische Abteilung: Die Sicherungsbleche für den Reparaturfall an den elektrischen Uhren Nordostseite Stahlwerk III, die sich bei der Wartung der Uhren als zweckmäßig erwiesen haben, werden angebracht. Die Unfallgefahren werden hierdurch verringert.

Walter Meyer und Werner Hartmann, Maschinenabteilung Hochofen: Durch das vorgeschlagene direkte Einführen des Ruhrwassers in das Spülgerät zum Reinigen der Kondensatorrohre erspart sich der Betrieb den umständlichen Transport eines großen Wasserbehälters über sehr lebhaft befahrene Gleisanlagen sowie die zusätzliche Arbeit durch Kran usw. Außerdem beschleunigt der jetzt höhere Druck das Reinigen der Kondensatorrohre.

Gerhard Brekau, Elektrotechnische Abteilung: Durch den Anschluß des Kabels für den Dolomitwerfer am Chargierkran im Martinwerk II wird das Kabel wesentlich kürzer, so daß die früher üblichen ständigen Beschädigungen der Zuleitung vermieden werden.

Erwin Steffen, Walzwerk III: Der Vorschlag, durch die Errichtung zusätzlicher Beheizung die Gleichmäßigkeit der Temperatur im Tiefofen zu verbessern, ist brauchbar. Der Vorschlag wurde inzwischen verwirklicht. Seit dieser Zeit arbeitet die Ofenanlage im Walzwerk III tatsächlich vorteilhafter.

Kurt Walther, Hochofen: Durch die vorgeschlagenen Ausbebehaken lassen sich die zum Teil noch glühenden Bären aus der Schlackenrinde gut entfernen. Außerdem fallen die Kosten für die Erneuerung der ständig durch die glühenden Schlackenbären unbrauchbar gewordenen Ketten, die sonst dafür verwendet werden, weg.

Das Wunder der Wundheilung

Eines der erstaunlichsten Wunder des Lebens ist die Fähigkeit unseres Körpers, sich selbst zu erneuern, eine Verletzung auszuheilen und den Schaden zu überstehen. Der kleinste Ritzer durch eine Rasierklinge oder ein Taschenmesser löst einen Aufbauvorgang aus, der weit komplizierter ist als die Errichtung eines Wolkenkratzers. Wir nehmen diese Heilkraft hin als etwas Selbstverständliches.

Doch gäbe es ohne sie keine Chirurgie. Die geringste Verletzung würde zum Tode führen.

Jede ernstere Verletzung löst einen vierfachen Alarmvorgang aus, wodurch die Hilfs- und Schutzmaßnahmen eingeleitet werden. Der Blutdruck wird gesenkt, um den Blutverlust so niedrig wie möglich zu halten. Die Gerinnungszeit wird auf Sekunden verkürzt. (Im Reagenzglas braucht das Blut drei bis vier Minuten zum Gerinnen.) Die Milz entleert ihren Reservevorrat an Blut in den Kreislauf zum Ausgleich bereits eingetretener Verluste. Die Produktion von weißen Blutkörperchen — den Schutzzellen — wird bis auf das Zehnfache des normalen Ausstoßes gesteigert. — Die Bildung von neuem Körpergewebe gehört zu den wahren Wundern in der Natur. Auf Befehl einer geheimen Ordnungskraft gruppieren sich die Bindegewebszellen in säuberlichen geometrischen Mustern genau wie chemische Kristalle. Da diese höher organisierten Gewebe jedoch eine zuverlässige Blutversorgung brauchen, muß ein kompliziertes Röhrensystem von Kapillaren gelegt werden. Winzige Blutgefäße, die so zart sind, daß sie bei Berührung bluten, bohren sich in das neugebildete Gewebe hinein. Die Gefäßenden bleiben zunächst verschlossen, weil sonst ja das Blut auslaufen würde. Die Kapillare wächst auf Geratewohl weiter, bis sie endlich auf eine andere Kapillare trifft. Dann lösen sich durch einen rätselhaften Vorgang die Endverschlüsse auf, die beiden Kapillaren vereinigen sich und bilden so eine Grundskizze des neuen Gefäßnetzes. Auf noch kompliziertere Art wachsen schließlich auch Nervenfasern in das neue Gewebe ein. All diese Vorgänge spielen sich tief unter dem Wundschorf ab. Inzwischen bildet sich, unmittelbar unter dem Schorf, die neue Haut. Längs der Wundränder

Wir kommentieren und glossieren

Das Volk der Denker!

In der Bundesrepublik werden jährlich ausgegeben:

für Alkoholverbrauch	rund 9,590 Milliarden DM
das sind je Kopf der Bevölkerung	rund 180,— DM
für Tabakwaren	rund 6,400 Milliarden DM
das sind je Kopf der Bevölkerung	rund 121,— DM
für Fußballtoto und Lotto	rund 1,000 Milliarden DM
das sind je Kopf der Bevölkerung	rund 19,— DM
für Kino, Rundfunk, Fernsehen	rund 1,300 Milliarden DM
das sind je Kopf der Bevölkerung	rund 25,— DM
für Auslandstouristik	rund 1,600 Milliarden DM
das sind je Kopf der Bevölkerung	rund 30,— DM
für Kosmetik	rund 1,600 Milliarden DM
das sind je Kopf der Bevölkerung	rund 30,— DM

dagegen für freiwillige Förderung der Wissenschaft (aus privaten Mitteln = freie und zweckgebundene Spenden an den Stifterverband und alle von der Wirtschaft an Hochschulen, Instituten usw. direkt gegebenen Beträge, ermittelt durch eine Registrierungsaktion des Stifterverbandes) rund 0,049 Milliarden DM, das sind je Kopf der Bevölkerung rund 0,92 DM.

Sei ruhig „herzlos“!

Wahrlich glücklich dran sind die Leute, die heutzutage „herzlos“ sind. Jawohl, sie sind es wirklich, denn sie merken gar nicht, daß sie „ein Herz haben“. Das ist nun wörtlich zu verstehen: Diese Glücklichen kennen gar nicht oder kaum einmal das warnende Ziehen in der Herzgegend. Sie brauchen nicht bedeutungsvoll den Zeigefinger auf ihre linke Brustseite zu tippen mit dem gequälten Bemerken: „Meine Pumpe ist nicht ganz in Ordnung.“

Diese gehören hoffentlich nicht zu den Bedauernswerten, bei denen eines schönen Tages im besten Alter diese nimmermüde Blutpumpe stillsteht. Sonst würden sie ja mithelfen, die Zahl der durch Herzkrankheiten Verschiedenen immer wieder an die Spitze der Bevölkerungsstatistik zu treiben. So hieß es zum Beispiel vorige Woche in einer westdeutschen Großstadt: Es starben an — Herzkrankheiten 34, Krebs 26, Gehirnschlag 22, Altersschwäche 14, Lungenentzündung 4, Nierenentzündung 3, Verkehrsunfällen 3, anderen Unfällen 2, Zucker 2, Selbstmord 1.

Kaum einmal vergeht schon seit vielen Jahren eine Woche, in der das Herz nicht die Spitze der Todesliste hält. Das muß doch wohl schwerwiegende und bedenkliche Gründe haben.

Unser Herz ist schon eine leistungsfähige Maschine, der wir einiges zutrauen dürfen. Aber welche Maschine macht auf die Dauer Überanstrengung und Raubbau lange mit? Hier liegt der Hund nämlich begraben: Wir übersehen lange, allzu lange die gelegentlichen Warnsignale und verschanzen uns hinter der vielen Arbeit und den Beruhigungspillen, oder wir verkonsumieren erhebliche Mengen von Anti-Ermüdungsmitteln. Daß wir dabei sehr leicht ans Übertreiben kommen, bedenken wir kaum einmal — man hat sich ja so schön daran gewöhnt —, merken es aber meist erst dann, wenn es vielleicht schon zu spät ist. Oder wir merken es überhaupt nicht mehr, wenn die überanstrengte Pumpe plötzlich aufhört.

Herzinfarkt

heißt hinterher wohl die Todesursache. Vor zwanzig Jahren gab es den Begriff noch gar nicht, und damals und noch früher lagen die Herzkrankheiten auch nicht an der Spitze. Ein Infarkt ist eine Verstopfung durch Fett, Blutteilchen usw. der Adern, wodurch die Blutzufuhr unterbunden wird.

Nun sollte man aber nicht annehmen, die letzters beim Chirurgenkongreß und hinterher sooft debattierte Herz-Lungen-Maschine sei ein Allheilmittel gegen alle möglichen Herzkrankheiten. Diese Apparatur, von der jetzt auch einige in der Bundes-

republik vorhanden sind, hilft bei der Operation angeborener Herzfehler. Sie ist also nichts anderes als ein vorübergehend außerhalb des Körpers tätiger Pumpenersatz, der die Arbeit von Herz und Lunge übernimmt.

Wir hören zwar oft von den alten und neuen Dingen, die unser Herz betreffen — doch wir nehmen sie meist nicht recht ernst. Darum müssen wir jetzt aber wieder mehr an unser Herz denken, ehe wir mit Recht und Befriedigung tatsächlich „herzlos“ sein und bleiben können. Wenn wir unsere Pumpe gar nicht merken wollen, lassen wir das übermäßige Herunterschlingen von Kaffee, Nikotin, gutem Essen, und vor allem zu fettem. Und dann ist es der Pumpe ganz und gar nicht recht, wenn wir abends nach der Tagesarbeit im Büro oder in der Werkstatt nun unbedingt noch in der mehr oder weniger verräucherten Bude vor dem Fernsehschirm hocken müssen.

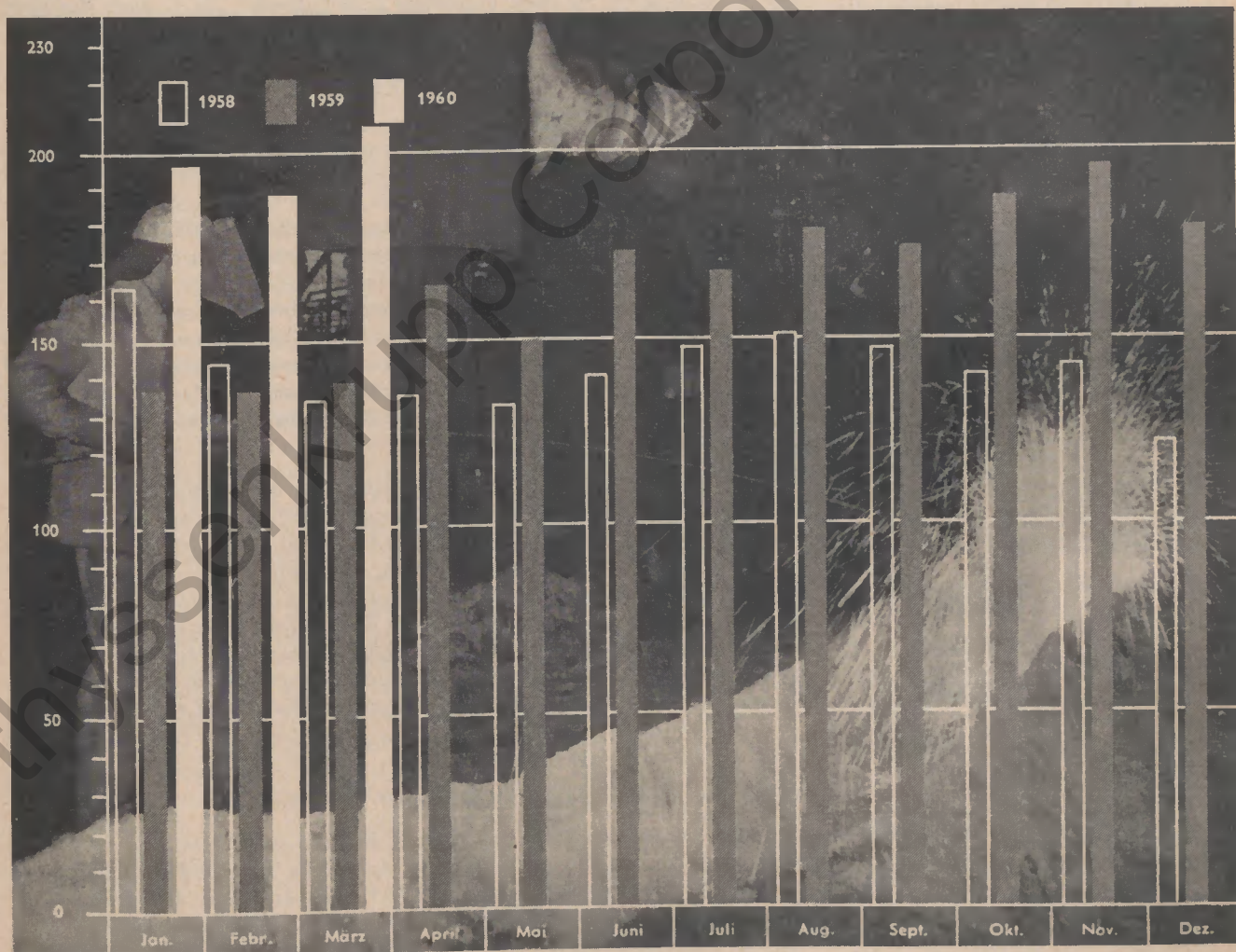
Die Herzpumpe fühlt sich am wohlsten, wenn sie recht viel frische, sauerstoffgesättigte Luft verarbeiten kann; das ist ihre liebste Speise. Doch wie oft muß sie darauf verzichten? Und diese Rücksichtslosigkeit zahlt sie uns eines Tages heim, sehr zu unserem Leidwesen. Die fahrbaren Untersätze verleiten uns geradezu, dauernd auf unseren vier Buchstaben zu hocken. Der tägliche Spaziergang, unbedingt noch vor dem Schlafengehen, muß wieder mehr zu Ehren kommen, wenn wir so richtig wieder „herzlos“ werden wollen. Und wäre es nicht gut, anstatt zur Arbeit zu fahren, zu gehen, auch wenn es fast eine Stunde ist? Selbst wenn wir zunächst einen kleinen Muskelkater mitbringen sollten, es würde sich lohnen.

Das Herz wird es danken, und darum: Sei ruhig „herzlos“!

regen sich jetzt die Hautzellen und übernehmen eine äußerst wichtige Aufgabe. Sie beginnen sich zu strecken und wuchern auf die Wundmitte zu — so, wie Rinde sich über eine Baumwunde schiebt.

Etwa eine Woche nach der Verletzung scheint die Wunde geheilt zu sein. In Wirklichkeit aber müssen noch einige der wichtigsten Kapitel im Heilungsprozeß nachgeholt werden. Während der ersten Monate nach der Verletzung beginnen winzige Muskelfasern von beiden Wundrändern her einzuwachsen, sie treffen sich schließlich und verweben sich miteinander, Fett- und Bindegewebsschichten fügen sich zusammen, und nach ungefähr einem Jahr ist das Narbengewebe durch normales, funktionsfähiges Gewebe ersetzt. Der Wiederherstellungsprozeß ist abgeschlossen.

UNSERE ROHSTAHLERZEUGUNG IN 1000 TONNEN



Monatsdurchschnitt 1958 = 141 635 t
Monatsdurchschnitt 1959 = 164 207 t

Nachkriegshöchstherzeugung März 1960 = 208 500 t

Vorkriegshöchstherzeugung März 1939 = 123 536 t



Während in anderen industrialisierten Ländern ein Telefonanschluß schon lange nicht mehr ausschließlich Attribut der Geschäftsleute und Verwaltungen ist, gibt es in der Bundesrepublik noch wenig private Telefonapparate. Noch nicht einmal auf jeden zehnten Einwohner kommt bei uns ein Fernsprechanhluß. Gegen Staaten wie die Schweiz, Schweden oder gar die USA wirkt die Bundesrepublik hierbei fast „unterentwickelt“. Die Bundespost, sonst als fortschrittlich bekannt, hat bisher noch nicht genug getan, das Telefon bei uns so populär zu machen, daß es auch in die privaten Haushalte eindringt.



Fast zwei Drittel aller Sparer sind im Besitz eines Sparkontos, um sich gegen finanzielle Rückschläge zu sichern. Nur noch ein Zwanzigstel benutzt als Kapital-sammelstelle den einst so beliebten Sparstrumpf. Ein Teil der in der Statistik erfaßten 1000 Sparer hat zwei Kapital-sammelverträge, so daß zusammen 1223 verschiedene Sparverträge registriert wurden.

TECHNIK UND PRODUKTION

Märchenreich der Mikrotechnik

Ein Fabrikant zeigte mir kürzlich ein Kugellager, das bequem durch das Ohr einer Stopfnadel gegangen wäre. Ein anderer führte mir ein Getriebe vor, das wie ein Automobilgetriebe arbeitet, jedoch nur halbe Daumenlänge hat. Und in einem Laboratorium sah ich einen Radioempfänger von der Größe eines Zuckerwürfels, der bis auf Batterie und Lautsprecher komplett war.

In zahlreichen amerikanischen Fabriken werden heute Mechanismen aller Art auf unglaublich kleine Formate gebracht. Hinter dieser Entwicklung steckt vor allem der Bedarf an äußerst leichten und kleinen Steuerungs-, Kontroll-, Rechen- und Fernmeldegeräten für neue Flugzeugtypen, Ferngeschosse und Weltraumraketen. Zur Beförderung eines Erdsatelliten in seine Umlaufbahn benötigt man je Kilogramm Satellitengewicht tausend Kilogramm Raketengewicht und mehr. Da spricht bei der Verminderung der Nutzlast natürlich jedes Gramm mit. Neben dem kleinsten Kugellager, das zur Zeit von einer amerikanischen Firma hergestellt wird, nimmt sich eine Stubenfliege wie ein Pferd aus. Die Fabrik, die in den dreißiger Jahren entstand, stellt jährlich Zwerkkugellager im Wert von 10 Millionen Dollar her, und zwar in 500 verschiedenen Typen. Das Verwendungsgebiet reicht vom Erdsatelliten bis zum Zahnbohrer. Verschiedet werden die winzigen Dinger mit der Briefpost. Gilbert, der Generaldirektor des Werkes, zeigte mir eine Vorrichtung, die den Genauigkeitsgrad der Kugelrundung prüft. Ich fragte ihn, mit welcher Toleranz sie messe. „Teilen Sie“, sagte er, „einen Menschenhaarquerschnitt dreißigtausendmal und nehmen Sie ein einziges dieser Teilchen — dann haben Sie einen ungefähren Begriff davon.“ Die fertigen Kugellager werden in Plastikfolie luftdicht verpackt und mit der Post an die Hersteller entsprechend winziger Geräte verschickt. Bei Rüstungsaufträgen wird der Verwendungszweck natürlich oft geheimgehalten, da weiß Gilbert gar nicht, was mit seinen Kugellagern geschieht.

Das neue, stetig wachsende Gebiet der Mikrominiaturisierung

eröffnet erfindungsreichen jungen Leuten ungewöhnliche geschäftliche Möglichkeiten. Ein Beispiel dafür ist der Sohn eines Bostoner Elektrikers. Er ist heute Direktor eines solchen Werkes, führend in der Herstellung von Zahnrädern, die so klein sind, daß sie in den Stoffusseln einer Rocktasche glatt verlorengehen können. Seine kleinsten Getriebe wiegen nur ein einziges Gramm, und die Radzähne sind nicht größer als Zuckerkörnchen mit einem Passungsspielraum von höchstens zweieinhalb Mikron. Auf jeder Fachtagung hört man von neuen Miniaturisierungsrekorden. Ein Forschungsinstitut der amerikanischen Artillerie hat für Rechenautomaten eine Glühlampe von Stecknadelkopfgöße gebaut.

Wohin wird das alles führen? Vor einigen Jahren hat der frühere Leiter des amerikanischen Amtes für wissenschaftliche Forschung und Entwicklung ein Zukunftsbild von einem elektronischen Wundergerät entworfen, das — nicht größer als ein Tisch — alles aufzeichnet beziehungsweise fotografiert, was einem Menschen in seinem Leben als wichtig und Erinnerungswürdig erscheinen mag. Auf Knopfdruck würde dieses Gerät die gewünschte Auskunft mit allen das Thema berührenden Faktoren auf einem Bildschirm erscheinen lassen. Seitdem ich einige Wochen den Meistern der Mikrominiaturisierung über die Schulter geguckt habe, erscheint es mir durchaus möglich, daß der Traum von diesem „Gedächtnistisch“ einmal Wirklichkeit wird.

(Aus „Das Beste“)

Frauen und Jugendliche sind öfter krank

Ein großes westdeutsches Werk hat festgestellt, daß seine jüngeren Mitarbeiter fast doppelt so häufig krank sind wie die älteren Jahrgänge. Im Jahre 1958 zählte man bei je 100 über 40 Jahre alten Kassenmitgliedern 75 Krankheitsfälle, bei den jüngeren dagegen 136. Besonders hoch war der Krankenstand der Frauen mit zeitweise 10,3 Prozent. Das bedeutet, daß jede zehnte weibliche Mitarbeiterin krank war. Außergewöhnlich niedrig lagen die Ausfälle zu Beginn der Werksferien: nur 2,3 Prozent der Kassenmitglieder waren arbeitsunfähig.



Wirtschaftsgestaltung durch Mitbestimmung

Die dritte der Mitbestimmung gestellte Aufgabe ist die der Gleichberechtigung von Kapital und Arbeit. Untersucht man den Sachgehalt dieser Formel, ist man überrascht von ihrem konservativ-statischen Charakter. Gleichberechtigung der beiden Produktionsfaktoren bedeutet nämlich in dieser Form nicht mehr, als daß dem Faktor Arbeit bei allen betrieblichen Entscheidungen der gleiche Wert wie dem Faktor Kapital zuerkannt wird. Das vielfach von nur wenigen Großaktionären vertretene Sachkapital wird somit auf die gleiche Stufe mit vielen Tausenden Beschäftigten gestellt. Eine solche Forderung aber ist keineswegs revolutionär zu nennen. Sie ist nur verständlich auf dem Boden des hergebrachten Eigentumsbegriffs und bedeutet insofern keineswegs eine entscheidende Weiterentwicklung der bisherigen Gesellschaftsordnung. — Aber auch in dieser — durchaus konservativ-statischen — Form konnte die Aufgabe der Schaffung gleichen Rechts für Kapital und Arbeit von der Mitbestimmung nur unvollkommen gelöst werden. Das für die Unternehmenspolitik wichtigste Organ ist nach dem geltenden Aktienrecht der Vorstand. Er besteht in großen Gesellschaften in der Regel aus mehr als drei Personen, von denen — allerdings nur in Montanmitbestimmungsunternehmen — eine als Arbeitsdirektor die gleichberechtigte Vertretung der Arbeitnehmerinteressen im Vorstand sichern soll. — Der in § 71 des Aktiengesetzes ausgesprochene Grundsatz der Gesamtvertretung bedeutet jedoch für die Mitbestimmung, daß die Rechte des Arbeitsdirektors immer nur im Verhältnis zur Gesamtzahl der jeweiligen Vorstandsmitglieder bestimmt werden können. Es ist offensichtlich, daß ein aus neun Personen bestehender Vorstand für die Position des Arbeitsdirektors eine erhebliche Einschränkung bedeutet...

(Geist und Tat)

Die formale Demokratie reicht nicht aus

Die eindrucksvollsten Beweise... für das perfekte Zusammenspiel kapitalistischer Interessen in und außerhalb der Regierung gibt es in der Wirtschaft selbst. Es

ist schon einige Jahre her (1955), daß Paul Jostock in der vom Sozialreferat des Zentralkomitees deutscher Katholiken herausgegebenen Schrift „Das Sozialprodukt und seine Verteilung“ (Verlag Bonifacius-Druckerei, Paderborn) das Wort vom „Skandal“ prägte, „der nach Abhilfe schreit“. Der Skandal stellte sich ihm dar in der einseitigen Vermögenshäufung in Unternehmerhand über die steuerbegünstigte Selbstfinanzierung. Jostocks Stimme war wohl die schärfste aus dem Lager der katholischen Soziallehre. Doch er stand nicht allein mit seiner Kritik. Zustimmend zitierte ihn Pater Dr. Eberhard Welty OP, der Hauptschriftleiter der Zeitschrift „Die neue Ordnung“, die von der Albertus-Magnus-Akademie der Dominikaner in Walberberg herausgegeben wird („Die neue Ordnung“ 6/55, S. 363, Welty: „Unsere Pflicht gegenüber der Arbeitnehmerschaft.“) Mit der jetzt verabschiedeten „Kleinen Aktienrechtsreform“, die mit den Stimmen der Arbeitnehmer-Abgeordneten der CDU über die Bühne ging, ist dieser Skandal legalisiert worden, womit demnächst etwa schätzungsweise 15 Milliarden DM Gratis-Aktien steuer-

frei den Aktionären — und es sind vorwiegend Großaktionäre, die Besitzer der Aktienpakete von unterkapitalisierten Unternehmen mit einem das Aktienkapital weitaus übersteigenden realen Kapitalwert sind — auf den Tisch des Hauses gelegt werden. Obgleich der Bundesfinanzhof 1957 in zwei Urteilen feststellte, daß solche ausgeschütteten Reserven steuerpflichtig seien, gab es keinen Einspruch des Bundesfinanzministers gegen das jetzt von der Bundestagsmehrheit beschlossene großzügige Steuergeschenk. Auch der Bundesjustizminister Schäffer hatte nichts dagegen einzuwenden, daß sein Ministerium entsprechende Gesetzentwürfe vorlegte.

(Gewerkschaftliche Monatshefte)

Manager

Rußlandreisenden ist aufgefallen, daß die Leiter der Wirtschaftsgenossenschaften in der UdSSR alles andere als Funktionärstypen sind. Sie gleichen nach übereinstimmenden Berichten eher jenen Managern, wie man sie sich normalerweise „in Direktionssesseln der USA“ vorstellt.

(Sonntagszeitung)



Da wäre also eine Gelegenheit, Gegenwartskunde zu betreiben an einem höchst aktuellen Beispiel, nämlich eben an der Auseinandersetzung mit der jüngsten Zeitgeschichte. Hier haben wir die Köpfe und die Schlagzeilen von vier deutschen Zeitungen, die allesamt am gleichen Tag erschienen, und selbst dem oberflächlichen Betrachter muß auffallen, wie uniformiert sie wirken mit dem übereinstimmenden Wortlaut ihrer „Aufmacher“. Nun ja, das ist kein Zufall: Alle vier Gazetten sind hierzulande nicht zu haben, sie erscheinen in der Sowjetzone. Und dort haben sie zwar in ihrer Verfassung, im Artikel 9, den Satz stehen: „Eine Pressezensur findet nicht statt“ — aber was schert sich schon ein Ulbricht um Geschriebenes. Die Wirklichkeit straft das Papierene auch in diesem Falle Lügen. Nein, die Journalisten dort haben keinerlei Freiheit, sie bekommen, nicht anders, als es ihren Kollegen im „Dritten Reich“ geschah, regelmäßig ihre Anweisungen, was sie zu bringen, wie sie's zu servieren haben. Und unser Beispiel zeigt, daß da, wenn's sein muß, sogar die Überschriften angeordnet werden.

(Die Allgemeine Sonntagszeitung)



Wohnungs- Tausch



- Biete:** 2 Zimmer, 30 qm, mit Balkon, abgeschlossen, I. Etage, Privatwohnung, Altbau, Miete 38,— DM
- Suche:** 2 Zimmer, Miete bis 60,— DM, bis 50 km im Umkreis von Dortmund (712)
- Biete:** 3 Zimmer, 40 qm, mit Brausebad und Abstellraum, III. Etage, werksg. Wohnung, Miete 47,— DM
- Suche:** 2½ Zimmer mit Bad, Etagenwohnung, Miete bis 60,— DM (möglichst im Osten) (713)
- Biete:** 3 Zimmer, 56 qm, mit Bad, Parterre, Privatwong., Miete 63,— DM
- Suche:** 4 Zimmer, auch Altbau, im Hoeschviertel, Miete bis 75,— DM (714)
- Biete:** 2 Zimmer mit Kochnische, 36 qm, mit Brausebad, III. Etage, werksg. Wohnung, Miete 56,— DM
- Suche:** 3½ Zimmer mit Bad, Miete bis 80,— DM (715)
- Biete:** 3 Zimmer, 52 qm, mit Abstellraum, abgeschlossen, Parterre, Altbau, Privatwohnung, Miete 48,— DM, in Hörde
- Suche:** 2½ Zimmer, Miete bis 50,— DM (716)
- Biete:** 2 Zimmer mit Kochküche, 50 qm, und Bad, werksg. Wohnung, IV. Etage, Miete 53,— DM
- Suche:** 3½—4 Zimmer, möglichst mit Bad, bis II. Etage, Miete bis 90,— DM (717)
- Biete:** 2 Zimmer mit Kochküche, 48 qm, und Bad, I. Etage, werksg. Wohnung, Miete 69,— DM
- Suche:** 3—3½ Zimmer, möglichst Werksnähe, Miete bis 85,— DM (718)
- Biete:** 5 Zimmer, 85 qm, mit Balkon, abgeschlossen, Parterre, Privatwohnung, Miete 84,— DM
- Suche:** 3—3½ Zimmer, möglichst Osten, Miete bis 100,— DM (719)
- Biete:** 3 Zimmer, 50 qm, mit Bad, V. Etg. (Mansarden), Privatwohnung, Neubau, Miete 44,— DM
- Suche:** 3½—4 Zimmer, Miete bis 80,— DM (720)
- Biete:** 3 Zimmer, 53 qm, mit Balkon und Speisekammer, abgeschl., I. Etage, Altbau, Privatw., Miete 54,— DM
- Suche:** 3½ Zimmer, Miete bis 100,— DM (721)
- Biete:** 3½ Zimmer, 55 qm, mit Bad, Neubau, I. Etage, Privatwohnung, Werksnähe, Miete 75,— DM

- Suche:** Gleichwertige Wohnung am Stadtrand, Miete bis 100,— DM (722)
- Biete:** 3 Zimmer, 45 qm, III. Etage, Altbau, Privatwohn., Miete 40,— DM
- Suche:** 3½—4 Zimmer mit Bad, Miete bis 100,— DM (723)
- Biete:** 2½ Zimmer, 48 qm, mit Bad und Balkon, Werkswohnung, Neubau, Miete 63,— DM
- Suche:** 3½ Zimmer, Miete bis 100,— DM (724)
- Biete:** 2½ Zimmer, 54 qm, mit Bad, Parterre, Neubau, Werkswohnung Kaiserstuhl, Miete 58,— DM
- Suche:** 3 Zimmer, mit Bad, I. Etage, auch Altbau, Miete bis 70,— DM (725)
- Biete:** 3 Zimmer, 52 qm, mit Bad, Neubau Privatwohnung, Miete 54,— DM
- Suche:** 3½—4 Zimmer, mit Bad, Miete bis 100,— DM (726)
- Biete:** 2½ Zimmer, mit Bad und Balkon, abgeschlossen, I. Etage, Privatwohnung, Miete 42,— DM
- Suche:** 3 Zimmer mit Bad, am Stadtrand, Miete bis 60,— DM (727)
- Biete:** 2 Zimmer, 29 qm, mit Bad, I. Etage, Privatwohnung, Miete 39,— DM
- Suche:** 3 bis 3½ Zimmer, Miete bis 80,— DM (728)
- Biete:** 2½ Zimmer, 32 qm, mit Bad, Parterre, Neubau, Werkswohnung, Werksnähe, Miete 57,— DM
- Suche:** 3—3½ Zimmer, Werkswohnung, Werksnähe, Miete bis 57,— DM (729)
- Biete:** 2 Zimmer, 30 qm, abgeschlossen, mit Speisekammer, III. Etage, Privatwohnung, Miete 30,— DM
- Suche:** 2 Zimmer, mit Kochnische, nicht Parterre, Miete bis 50,— DM (730)
- Biete:** 2 Zimmer, 30 qm, Parterre Altbau, Werkswohnung, Miete 20,— DM
- Suche:** 3 Zimmer, Miete bis 50,— DM (731)
- Biete:** 2 Zimmer, 40 qm, abgeschlossen, Parterre, Altbau, Werkswohnung, Miete 32,— DM
- Suche:** 2½—3 Zimmer, Miete bis 80,— DM (732)
- Biete:** 2 Zimmer, 34 qm, mit Bad, II. Etage, Privatwohnung, Miete 47,— DM
- Suche:** 2½—3 Zimmer, möglichst mit Bad, Miete bis 60,— DM (733)

- Biete:** 2 Zimmer, 32 qm, mit Keller und Stall, Parterre, Altbau, Privatwohnung, Miete 27,— DM, in Hombruch
- Suche:** 3 Zimmer, auch Altbau, Miete bis 60,— DM (734)
- Biete:** 2 Zimmer, 32 qm, abgeschlossen, I. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 31,— DM
- Suche:** 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM (735)
- Biete:** 2 Zimmer, 35 qm, II. Etage, Altbau, Privatwohnung, Miete 35,— DM
- Suche:** 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM (736)
- Biete:** 3 Zimmer, 48 qm, mit Bad, Parterre, Neubau, Privatwohnung, Miete 70,— DM
- Suche:** 3 Zimmer, Miete bis 60,— DM (737)
- Biete:** 3½ Zimmer, mit Bad, Balkon, 2 Kellern, Parterre, Miete 63,— DM
- Suche:** 3½—4 Zimmer mit Bad, Werksnähe, Miete bis 70,— DM (738)
- Biete:** 2 Zimmer, 34 qm, III. Etage, Altbau, Miete 28,— DM
- Suche:** 3 Zimmer, Miete bis 70,— DM (739)
- Biete:** 3 Zimmer, 60 qm, Altbau, III. Etage, Privatwohnung, in Mengede, Miete 30,— DM
- Suche:** 3—4 Zimmer, Werksnähe, I. Etage, Miete bis 70,— DM (740)
- Biete:** 3 Zimmer, 30 qm, abgeschlossen, Altbau, I. Etage, Werkswohnung, Miete 34,— DM
- Suche:** 2—3 große Räume, nur Privatwohnung, Miete bis 60,— DM (741)
- Biete:** 3 Zimmer, 48 qm, abgeschlossen, mit Brausebad und Speisekammer, 2 Keller, Parterre, Altbau, werksg. Wohnung, Miete 42,— DM
- Suche:** 3 Zimmer, Privatwohnung, bis 60,— DM (742)
- Anfragen: Pressestelle, Eberhardstr. 23, Werkuf 4116 (Frl. Ottensmeyer).

Eine Bitte!

Die Betriebsvertretung legt großen Wert darauf, nicht nur bei der Trauerfeier eines aktiven Belegschaftsmitgliedes, sondern auch bei der eines Rentners vertreten zu sein. Leider ist eine Teilnahme oft deshalb nicht möglich, weil die Betriebsvertretung, wenn überhaupt, dann oft erst verspätet von dem Sterbefall in Kenntnis gesetzt wird. Die Betriebsvertretung bittet deshalb alle Angehörigen, sie rechtzeitig von dem Ableben eines Rentners unter Angabe der Zeit und des Ortes der Trauerfeier zu unterrichten.



Sind Ihre Kinder Herr im Haus?

Bei einem jungen Ehepaar hatten sich Freunde versammelt, um den Erstgeborenen zu bewundern. Einer der Gäste, selbst Vater von drei halbwüchsigen Kindern, deutete auf den schlafenden Säugling und sagte: „Wie hilflos er aussieht — aber laßt euch nichts vormachen. In diesem kleinen Wesen schlummert vielleicht ein Tyrann, der schon jetzt darauf aus ist, euch die nächsten achtzehn Jahre in eurem eigenen Heim nach seiner Pfeife tanzen zu lassen.“

An dieser scherzhaften Warnung ist etwas Wahres. Es liegt in der Natur des Kindes, herauszufinden, welche Macht es über seine Eltern erlangen kann und diese Macht so weit auszunutzen, wie man es ihm gestattet. Das ist nur dann besorgniserregend, wenn die Eltern nicht klar erkennen, wie groß der Unterschied ist zwischen einem Familienleben, bei dem die Interessen aller Beteiligten berücksichtigt werden, und einem Familienleben, in dem es allein um das Wohl der Kinder geht. Die glücklichsten und unkompliziertesten Familien findet man dort, wo die Eltern die Führung fest in der Hand haben.

Die vierjährige Jenny versteht es meisterhaft, mit Wutanfällen ihren Willen durchzusetzen.

Als Baby wurde sie allabendlich von Mutter oder Vater in den Schlaf gewiegt. Später erzählten sie Gutenachtgeschichten. Als sie die Kleine zum erstenmal einem Babysitter überlassen wollten, bekam sie einen so heftigen Wutanfall, daß die Eltern schließlich nachgaben und so lange zu Hause blieben, bis das Kind eingeschlafen war. Damit bestärken die Eltern das Kind in dem Gefühl, daß es sich durchaus lohnt, wenn man sich wie ein anspruchsvolles Baby benimmt, auch wenn man längst keines mehr ist. — Nach dem Hausarbeitsplan soll Diana das Geschirr spülen. Sie ist dreizehn Jahre alt und kennt nichts Schöneres als Telefonieren. Gleich nach dem Essen stürzt sie an den Apparat, um eine halbe Stunde lang mit ihren Freundinnen zu schwatzen. Kaum hat sie aufgelegt, da melden sich auch schon die Freundinnen, und Diana eilt zur Haustür. „Du hast noch nicht gespült“, ruft die Mutter mahnend. „Ach, Mutter! Meine Freundinnen warten auf mich! Muß ich wirklich?“ Und die Mutter antwortet resigniert: „Na, ja — dann geh nur, Liebling, und viel Spaß.“ — „Sie sind doch nur einmal jung, und es ist so leicht, sie bei guter Laune zu halten“, pflegen die Eltern einander vorzureden, ohne sich zu überlegen, daß Kinder, die in dieser Weise das häusliche Leben bestimmen dürfen, nicht beizeiten lernen, was Verantwortung ist und wie wichtig es ist, sich gegenseitig zu helfen.

Frieden um jeden Preis

Die dreizehnjährige Luise kommt eines Morgens mit angemalten Lippen und Augenschatten zum Frühstück. Ihr Vater sagt: „Geh sofort ins Badezimmer und wasch dir das Zeug ab!“ — „Aber Vater! Sei doch nicht so altmodisch! Jedes Mädchen hat heute sein Make-up! Mutter, muß ich mich denn wie ein Baby behandeln lassen?“ — „Eigentlich bist du ja noch zu jung, um dich für die Schule zurechtzumachen“, meint die Mutter unsicher, weil sie es mit keinem verderben möchte — was in dieser Lage jedoch völlig falsch ist. Diese halbausgesprochene Zustimmung war dann auch Anlaß zu einer peinlichen Auseinandersetzung zwischen den Eltern.

Eltern müssen am selben Strang ziehen

Wenn sie das nicht tun, werden die Kinder bald nach dem verderblichen Grundsatz „Teile und herrsche!“ einen gegen den anderen ausspielen. Viele Eltern fürchten, die Liebe ihrer Kinder zu verlieren, wenn sie ihnen etwas verbieten. Kinder haben wohl ein Recht darauf, gehört zu werden — aber man kann seine Autorität geltend machen, ohne autoritär zu sein.

Die große Spinat-Lüge

Sie ist endlich geplatzt, die große Spinat-Lüge, das Märchen vom sooo eisenhaltigen Spinat, mit dem besorgte Mütter ihren Kleinkindern den faden grünen Brei ins Mäulchen zwangen: „Schön essen, Bübchen, davon kriegst du rote Bäckchen und wirst groß und stark!“

Generationen von guten Hausärzten und lieben Mamas haben daran geglaubt, und ebenso viele Generationen von mit sanfter Gewalt gefüttertem Nachwuchs haben es schlucken müssen. Das Tellerchen mit Spinat wurde für viele Kinder zum Alpdrücken, zu einem Schock fürs ganze Leben.

In jener Zeit, als die Teenager noch Backfische hießen, soll es viele Jungfrauen gegeben haben, die beim Anblick von spinatgrünen Kleidern in Ohnmacht fielen. Niemand ahnte den Grund, und auch unsere modernen Seelenbohrer, die gelehrten Herren Psychotherapeuten, sind nicht darauf gekommen.

Sie fragen zwar immer: „Hatten Sie in Ihrer frühesten Jugend ein schweres Erlebnis?“ Doch nie antwortete der Patient: „Jawohl, zuviel Spinat!“ Der verhaßte grüne Brei wurde verdrängt in die tiefsten Tiefen unseres Ichseins, aber er hing uns an ein Leben lang.

Nun wissen wir es ganz genau: 100 Gramm frischer Spinat enthalten etwa drei Milligramm Eisen, das dazu noch ins Kochwasser übergeht und weggegossen wird. Brunnenkresse aber enthält acht Milligramm Eisen. Man kann sie roh essen, und Frau Bröselkox von nebenan füttert ihre Kleinen täglich damit. „Schön essen, Kinderchen, davon kriegt man rote Bäckchen und werdet groß und stark!“

Ich hoffe aus tiefstem Herzen, daß nunmehr nicht zahllose Geschlechter heranwachsen, die ein Brunnenkressen-Trauma mit sich herumschleppen müssen.

Telefoniere beim Kartoffelschälen

Um die vielgeplagten amerikanischen Hausfrauen nicht von ihrer Hausarbeit abzuhalten, hat eine amerikanische Telefongesellschaft jetzt ein neuartiges Telefon entwickelt, bei dem die Stimme des Anrufenden durch Lautsprecher verstärkt wird, während die Sprechmuschel durch ein Mikrofon ersetzt wird, das in der Form eines Golfballs von der Decke herabhängt.

Scharm im Preis inbegriffen

Ein Hotel in Miami offeriert für Teenager-Gäste kostenlose Kurse in Scharm. Ob die Männer ebenfalls kostenlos dazu geliefert werden, wird in der Anzeige nicht erwähnt.



Morgenrock aus Seide

Heute haben wir etwas Besonderes für Sie: Wir möchten Ihnen ein Modell zeigen, das unsere Mitarbeiterin kürzlich im Deutschen Fernsehen gezeigt hat. Es ist ein Hausmantel, der Ihnen das „Abschalten“ von Beruf oder Hausarbeit am Abend vielleicht ein wenig

erleichtern wird und der auch dann ganz einfach zu arbeiten ist, wenn Sie keine große Übung im Schneiden besitzen.

Diesen Modellschnitt können Sie auf ganz verschiedene Weise verarbeiten:

Links unten sehen Sie den Mantel in ganzer Länge, was sehr elegant und dekorativ wirkt. Hier wären türkisch bedruckter Samt, eine zartgemusterte Seide oder ein leichter „Perlon“-Cloque das richtige Material. Sicher würde er Ihnen das Aufstehen am frühen Morgen ein wenig versüßen.

Jung und modisch präsentiert sich der Schnitt in Dreiviertellänge, was junge Damen besonders schätzen werden. Hier ist der Passenansatz mit einer schmalen Blende verdeckt, die in einer Farbe des Stoffes gehalten sein kann. Die Seitennähte sind leicht geschlitzt und mit lustigen Schleifen besetzt.

Schwarz-weißgewürfelte feiner Samt, ein Zellwollmousseline mit hübschem Muster oder auch ein kleinkariertes Waschtaft in Rosé und Weiß wären die richtigen Stoffe für diesen Vorschlag.

Wie hübsch dieser Hausmantelmorgenrock mit Gürtel aussieht, zeigt Ihnen die letzte Skizze unten rechts: Feine knitterarme Seide oder „Perlon“-Smok möchten wir hierzu empfehlen.

Auf die Silhouette kommt es an

In Zweifelsfällen wird heutzutage die Meinungsforschung in Bewegung gesetzt, um Aufschlüsse über gewisse Dinge zu erhalten. Und so hat man auch zu ergründen versucht, worauf die Männer bei einem weiblichen Wesen zu allererst schauen. „Natürlich auf die Beine“ — dachte man. Das erwies sich jedoch als Irrtum. Es waren auch nicht die Augen, nicht die Haare und nicht das Gesicht, sondern der Eindruck der Gesamterscheinung, der der Mehrheit der Männer „auf Anhieb“ etwas sagte.

Die schmale Silhouette, das „Futteral“ beispielsweise, wirkt an sich schick und elegant; sie kann ins Mondäne gehen, kann aber auch leicht gewöhnlich aussehen. Die Eleganz der schmalen Silhouette ist abhängig von ihrer Dezenz. Sie ist auch nicht das, was man eine jugendliche Silhouette nennt, und wird daher von reiferen Frauen bevorzugt.

Eine schmale Silhouette läßt sich individuell abwandeln; eine Walküre wird darauf

bedacht sein, ihre Silhouette nicht „zu stürmisch bewegt“ erscheinen zu lassen. Der Begriff des Schmalen ist ja nicht identisch mit körperanliegend. Und mag auch die „verwischte“ Taille als modisches Merkmal nicht mehr aktuell sein, so bleibt sie für gewisse Figuren dennoch zeitlos modern.

Das Vornehme der schmalen Silhouette kommt am überzeugendsten in den „Fourreaux“-Abendroben zum Ausdruck, die gleichsam als zweite Haut dem Körper anliegen, einem Körper, der es sich leisten kann, seine Linien nachmodellieren zu lassen. Solcher Überlegungen bedarf es nicht bei der beschwingten Silhouette, der populärsten und beliebtesten bei den Frauen. In wippenden Röcken kann sich jedes weibliche Wesen bewegen; darum verführen sie viele Frauen, nun jede Art von weiten Röcken zu tragen. Plissee-, Falten-, Bahnen-, gezogene und schrägeschnittene Röcke sind kein Privileg für bestimmte Altersstufen. Die Silhouette ist aber nicht allein mit der Altersstufe in Einklang zu bringen, sondern vor allem auch mit der Figur. Die „jugendliche“ Großmutter darf mutiger an diese Frage herangehen als die gleichaltrige Matrone.

Die Silhouette ist, wenn wir sie uns recht betrachten, das Wesentliche an unserer äußeren Erscheinung — sie kommt einer persönlichen Aussage gleich.

Einfach schick — die Mode 1960

Mit federleichten Stoffen, auf denen Blumen in allen Farben blühen, mit Tunikas und Kasacks, langen Jacken und kurzen Röcken gehen wir diesmal in eine neue Saison. Die Frühling/Sommer-Mode stellt sich in diesen Tagen und Wochen zunächst in den Schaufenstern und später dann im Straßenbild vor. Und wie sieht sie diesmal aus?

Fangen wir bei der typischen Silhouette an: Sie ist schmal, gestreckt und wird von breiten, natürlich gerundeten Schultern beherrscht. Die Taille liegt überwiegend in ihrer natürlichen Höhe und geht nur ab und zu einmal auf Wanderschaft. Im Sommer wird die Silhouette dann durch die weiten, beschwingten Röcke, denen sehr oft Plissees

und Falten frauliche Anmut geben, gekennzeichnet.

Und es ist wichtig, zu wissen, daß „damenhaft“ keineswegs alt oder langweilig gleichzusetzen wäre. Die Mode 1960 ist bei aller damenhaften Eleganz voller Charme und von zurückhaltendem Schick!

Wie immer, spielen die Stoffe eine wesentliche Rolle im Gesamtbild der neuen Mode. Bemerkenswert sind die vielen Chemiefaser- und Mischgewebe, die in den neuen Kollektionen Verwendung gefunden haben. Natürlich gibt es auch wieder viele Tweeds, diesmal mit weißem oder pastellfarbenem Fond und schwarzen oder bunten Noppen darauf, Melangen in Grau-Weiß-Tönen, Kammgarne in klassischen Dessins wie Glenchecks, Pepitas, Hahnentritt, Fil à Fil und farbigen Streifen. Stoffe mit zwei Gesichtern, die sich auf beiden Seiten verarbeiten lassen, und pastellfarbene Shetlands, Shantung, Leinen und Baumwolle wechseln miteinander ab. Für alle ist aber das federleichte Gewicht kennzeichnend.

Bei den Stoffmustern haben diesmal Tupfen, Streifen, bunte Blumendrucke, Ranken und Bordüren-dessins den Vogel abgeschossen.

Vor einer großen Kostümsaison

Wie in jedem Frühling, ist das Kostüm die erste und wichtigste Anschaffung. Es stellt sich in der Version 1960 mit langer Jacke, die niemals die Taille einengt, sondern ihr nur mit sanftem Schwung folgt, vor. Diese Jacken zeichnen die neue Silhouette! Zu ihnen gehören schmale, schlichte Röcke mit einem kurzen, verdeckten Schlitz im Rücken und einer Länge, die knapp unter dem Knie endet. Ebenfalls neu ist das Kostüm mit Gürteljacke, die ganz nach Verwendungszweck und Material sportliche Buschjackenform oder auch eine elegante, kragenlose Schnittform mit olivenförmigen Ärmeln und kurzem Schoß unter dem eng zusammenfassenden Ledergürtel zeigt. Weiterhin gibt es die kleinen Topper-Kostüme, deren Kanten mit farbigen Tressen nachgezeichnet werden.

Eine Tendenz zur Rückkehr des klassischen Tailleurs ist zweifellos zu erkennen.

Mit der Vorrangstellung der Kostüme kommt auch den Blusen wieder eine größere Bedeutung zu. Jahrelang standen sie im Schatten, und jetzt überraschen sie — als

wollten sie ihre praktische Vielseitigkeit unter Beweis stellen — mit einer unvorstellbaren Fülle von neuen Ideen und Ausführungen.

Favorit ist die Kasackbluse — die lange Form mit Gürtel.

Hinter den Kostümen und Kompletts, die sich vielfach aus Kleid und Jacke zusammensetzen, ist der Mantel ein wenig zurückgeblieben. Die neuen Vorschläge zur Mantelmode aber werden bestimmt schnell aufgegriffen werden. Da ist zunächst einmal der Hänger, großzügig geschnitten, gekennzeichnet durch weite Ärmel in Trichter- oder Glockenform, durch große, aufgesetzte Taschen, Querteilungen und Jackeneffekte. Daneben spielt der gerade klassische Hänger mit seinen eingefassten Konturen eine Rolle, und der Gürtelmantel, leger in der Tailienlinie geschlungen oder eng mit einem Ledergürtel zusammengefaßt, bringt eine neue, junge und schicke Note in die Mantelmode.

Wir sehen viel Shetland in Pastellfarben, Tweed, imprägnierte Seide, Synthetiks und Mischgewebe, die auch von der Farbe her ein neues Bild ergeben. Graue, hellbraune und blaue Töne spielen im Frühling die

Hauptrolle, während Weiß, alle Pastellfarben und bunte Drucke dem Sommermantel den Stempel aufdrücken. Und immer wieder bestechen die Kombinationen von einfarbigen Sportkleidern mit Mänteln oder Jacken aus dem gleichen Stoff.

Kleider — bunt wie ein Sommergarten

In der großen Auswahl der Frühlings- und Sommerkleider ist die Vorliebe für Farben und lebhaftes Dessins nicht zu verleugnen. Hemdblusenkleider in allen Variationen, mit weiten, gebauschten Ärmeln, größeren Kragen und Revers, sowie Tunika- und Kasackkleider sind zweifellos die Stars in der kommenden Saison. In Doppelröcken und langen Schößen deutet sich darüber hinaus immer wieder die jetzt so beliebte Tendenz zur Tunikalinie an. Und als ebenfalls wichtige Neuheit haben sich die vielen Ärmelformen in den Vordergrund gespielt: Glocken-, Volant- und bauschige Hemdblusenärmel!

Am Sommerkleid lenkt der Ausschnitt die Aufmerksamkeit auf sich. Meist ist er vorn dezent, während er im Rücken oft fast bis zur Taille reicht. Mehrreihige Ketten gar-

nieren ihn und kaschieren auch einmal ein zu mageres Dekolleté.

Typisches Merkmal der neuen Sommerkleider ist ferner ihr saloppes, in der Taille leicht schoppendes Oberteil, das von formgeschnittenen Gürteln oder Hüftsatteln aufgefangen wird.

Lange Kasacks, die den darunter getragenen Rock nur ein kleines Stück sehen lassen, werden mit und ohne Gürtel getragen. Last not least — die Jackenkleider mit ihren dazugehörigen Blüschchen aus gemusterten Stoffen, die sich im Jackenfutter wiederholen, tragen auf sehr hübsche Weise dazu bei, die Frühling- und Sommermode 1960 reizvoll zu gestalten.

Und wie heißen die Farben der neuen Saison? Grau in verschiedenen Nuancen — von Silber bis Anthrazit, Hellbraun, Marine- und Porzellanblau mit Weiß kombiniert für den Tag. Flieder, alle rosa Töne, Weiß, Bronze, Lind, Glyzinie, Orange und Cyclamrot für die Nachmittagsstunden. Schwarz-Weiß-Kombinationen, Blau-Grün, Rosé-Oliv, Flieder-Grau und sehr viel Braun-Weiß stehen auf der Palette des Frühlings und des Sommers an bevorzugter Stelle.

HILFE FÜR DIE ÜBER- LASTETE MUTTER

Wer am frühen Morgen oder nach Büro-
schluß in einem der vollbesetzten Züge,
in einer der überfüllten Straßenbahnen
sitzt, sieht um sich herum manches müde,
bleiche, verhärtete Gesicht. Viele dieser
Gesichter gehören Frauen — Frauen,
denen man ansieht, daß Abspannung und
Überarbeitung längst alle jugendliche
Fröhlichkeit überwuchert und jedes unbe-
fangene, spontane Lachen getötet haben.
Seit Jahren sind die berufstätigen Mütter
in den Statistiken der Industrie und Wirt-
schaft zu einem Faktor geworden, mit dem
man rechnet und auf den man nicht mehr
verzichten möchte. Was aus unseren zer-
trümmerten Städten an Hochhäusern und
Wohnblocks, an Industrien und Kinopa-
lästen wieder emporwachsen konnte, ist
nicht zuletzt auf Kräfte gegründet, die
eigentlich ausschließlich in der Intimsphäre
der Familie wirken sollten: auf die Kräfte
vieler tausend Mütter, die beides zu ver-

Zwei Stunden Ruhe nach Tisch.

Für die Mutter ungewohnt — aber bald als große Wohltat begrüßt



einen suchen, Familie und einen Arbeits-
tag außerhalb des Hauses.

Warum sie arbeiten?

Jedenfalls nicht — meist nicht — aus
„Luxusbedürfnis“, wie es von Ahnungslo-
sen immer wieder verbreitet wird, auch
nicht für den Eisschrank und die Fernseh-
truhe, wie es so gern heißt, sondern in den
meisten Fällen ganz einfach für das täg-
liche Brot der Familie, für die warme Klei-
dung der Kinder, vielleicht für einen kran-
ken, erwerbsunfähigen Mann. Oder weil
der Mann gefallen ist, oder weil er die
Familie verlassen hat, oder weil es ihn
vielleicht nie gegeben hat. Da sind viele
Gründe — und die meisten von ihnen hat
eine harte Wirklichkeit diktiert.

Was aber bringen die arbeitenden Mütter
noch an Kräften heim, wenn sie am Abend
dem Krach der Maschinen, der Fließband-
hetze, dem Gewühl der Kaufhäuser, dem
Klappern der Schreibmaschinen entron-
nen sind, wenn für sie der „eigentliche“
Tag beginnt — der Haushalt, das Leben
in der Familie? Und wie lange reicht die
Kraft einer Frau, wenn Arbeit und Haus-
halt einen Arbeitstag von 14 und mehr
Stunden von ihr fordern? Wie lange hält
eine Mutter seelisch stand, wenn sie ein
gelähmtes Kind hat oder einen trunk-
süchtigen Mann? Wie lange reichen ihr
Mut und ihr Glaube an das Leben, wenn
sie krebskrank ist, wenn sie zusehen muß,
wie in der Familie alles drunter- und drüber-
geht, wenn sie keinen Ausweg mehr sieht
und an der Krankheit zu verzweifeln
droht? Oft hält sie Jahre, Jahrzehnte still-
schweigend durch.

Sie denkt: „Es muß gehen!“

und meistens verlangt ihre Umgebung
das ebenfalls stillschweigend von ihr. Man
ignoriert die unzähligen kleinen, im ver-
borgenen geleisteten Opfer und sieht sie
eines Tages tatsächlich nicht mehr. Man
will nicht daran denken, daß es morgen
vorbei sein kann, wenn nirgends eine
Quelle ist, aus der neue Kräfte geschöpft
werden. Man macht die Augen einfach zu.
Und dann ist es eines Tages aus. Der
Zusammenbruch mußte kommen, unauf-
haltsam. Apathie, das Gefühl einer furcht-
baren inneren Leere und Depressionen
gehören zum Krankheitsbild dieser Frauen.
Der jahrelange harte, von außen gesetzte,
unnatürliche Rhythmus oder der jahre-
lange Kummer um Kind oder Mann, die
ständige Anspannung haben den natür-
lichen Lebensrhythmus gestört und schließ-
lich zerstört.

Wer gibt nun neuen Mut?

Wer hilft? Wer pflanzt wieder Hoffnung
und Glauben in so ein seelisches Trümmer-
feld?

Seit zehn Jahren gibt es in Deutschland eine Quelle, aus der die ermüdeten Mütter wieder Kraft und Mut schöpfen können — das Deutsche Müttergenesungswerk. Aber diese Quelle sollten sie nicht erst in Anspruch nehmen, wenn sie am Endpunkt angelangt sind, sondern frühzeitig, ehe es zu spät ist. Der Ausbau dieser vorbeugenden Pflege ist weit vorangeschritten, bedarf aber noch vieler Mittel! Und um diese Mittel bittet das nun seit zehn Jahren bestehende, von Elly Heuss-Knapp gegründete Deutsche Müttergenesungswerk, dessen 165 Heime über ganz Deutschland verstreut und in schönster Landschaft, in tiefer Ruhe gelegen sind. Hier arbeiten Rotes Kreuz und Arbeiterwohlfahrt, Paritätischer Wohlfahrtsverband und die beiden Kirchen, Ärzte und Psychotherapeuten, Pädagogen und Psychologen, Krankengymnastinnen und Beschäftigungstherapeuten nebst unzähligen Helfern und Helfershelfern zusammen, um das Herz der Familien, die tragende Kraft unseres Volkes, gesund zu machen oder besser: gesund zu erhalten — die Mutter.

76000 Mütter

sind im vergangenen Jahr für vier Wochen aus der täglichen Hetze, den Sorgen, den inneren und äußeren Belastungen herausgelöst worden. Sie fanden etwas für sie ganz Ungewohntes: Stille, Geborgenheit, Umsorgtheit — oft zum erstenmal nach zehn, ja zwanzig ruhelosen Jahren. Sie fanden Besinnung, Menschen, mit denen sie sich aussprechen konnten, die oft von noch schwereren Sorgen gequält waren als sie selbst, so daß sie vom eigenen Kummer Abstand gewannen und sich vielleicht auch einmal kritisch selbst betrachteten. Hier wurden Körper und Geist gepflegt, hier fand man langsam den vielleicht seit Jahren verlorenen Glauben an einen Sinn des eigenen Lebens und den Mut zu diesem Leben wieder. Vor allem aber lernten diese Mütter, sich wieder zu freuen. Und sie lernten, wie wichtig es ist, Zeit für den andern zu haben, auch wenn es nur ein paar Minuten sind, in denen man aber wirklich „da“ ist mit seiner ganzen Person. Und sie lernten außerdem allerlei praktische Griffe, sie bekamen manchen guten Tip für den Alltag mit Mann und Kindern.

Wieder haben im vergangenen Jahr viele hundert Familien erkennen müssen, daß ein

vorübergehender Verzicht auf die Mutter

sich schließlich als unschätzbarer Gewinn, als Geschenk auswirkt. Aus den Briefen der Mütter und der Familien sprechen Einsicht, neuer Mut, Freude und immer



*Sollen wir einmal spritzen?
Die Mütter sind vergnügt wie Kinder*

wieder Dank. „Jetzt sehe ich ein, es war wirklich hart, daß die Kinder so auf sich angewiesen waren, und es gab so wenig Zeit für sie“, schreibt eine 39jährige Kriegerwitwe, Mutter von zwei Kindern.

„Ich bin wieder frisch und fröhlich... wenn ich an meine Arbeit gehe, singe ich ein Danklied“, schreibt eine 53jährige Landfrau, deren Mann vermißt ist und die alles allein bewältigen muß. Und in anderen Briefen heißt es: „Ich darf wohl sagen, daß mich Ihre Hilfe vor einem schweren Zusammenbruch bewahrt hat.“ — „Sie gaben mir die Kraft zu einem neuen

Lebensanfang, und gebe Gott, daß ich nun den richtigen Weg gehe...“

Diese Briefe, aus Tausenden von ähnlichen Dankeschreiben herausgegriffen, sollten nachdenklich stimmen. Und sie sollten uns ein wenig opferfreudig machen, wenn in der Woche vom 2. bis 8. Mai für das Deutsche Müttergenesungswerk gesammelt wird. Jeder Pfennig schenkt einem erschöpften Menschen einen Atemzug in Ruhe und Geborgenheit. Viele tausend Mütter konnten gestärkt und froh zu ihren Familien zurückkehren. Viele Tausend warten noch darauf, daß auch ihnen eine Hilfe zuteil wird.

DER STORCH KOMMT GERN AN DEN BORSIGPLATZ

Eine neue Storchentante ist
„angekommen“:
Frau Klara Johansmeier



Weshalb sollen wir nicht davon sprechen, wo Tausende unserer Mitarbeiter „rund um den Borsigplatz“ wohnen und dort geboren wurden? Sicherlich werden bei vielen Erinnerungen wach. Denn der Storch kam und kommt gern in das Hoesch-Viertel am Borsigplatz, wenn auch noch kein Kind ihn dort hat anfliegen sehen, das Schwesterlein oder Brüderlein fertig verpackt und an rosafarbenem oder himmelblauem Bändchen im langen, roten Schnabel tragend. Wo kurz nach der Jahrhundertwende nicht weniger als ein Dutzend Hebammen fast Haus bei Haus wohnten — am Borsigplatz und eben im Hoesch-Viertel —, da betrachteten seit Generationen die Kinder den Storch bestenfalls als eine Art karnevalistischer Verkleidung für „die Tante, die bei uns die Kinder holt“. Und kein Kind des Dortmunder Nordens hat sich je viel Mühe mit dem Auswendiglernen des Storchenverschens zu geben brauchen: „Beste, bring mir 'ne kleine

Schwester“ oder „Guter, bring mir 'nen kleinen Bruder“, denn das neue Kind war oft schon da, wenn Fränzken, Fritzken, Marian oder Annieken, Lotteken, Wladislawa die Wiege fast noch besetzt hielten und der Jahrgang davor auch noch nicht sicher auf den Wackelbeinchen stand.

Als auf dem Borsigplatz noch der Fischmarkt war,

wäre keine Frau auf den Gedanken gekommen, ihre Kinder anderswo zur Welt zu bringen als daheim. Die Dortmunder hielten es so, und die aus Deutschlands Osten und aus noch weiterer Ferne Zugewanderten kannten es auch nicht anders. „Die polnischen Leute“ hatten nach Aussage einer heute sechundsiebzigjährigen Hebamme eine ausgesprochene Scheu vor der Klinik, in die sie nur gingen, wenn der Arzt es verlangte, und die Ostpreußen und die Westpreußen standen auf dem Standpunkt: „Bei uns zu Hause

braucht man einen Arzt nur, wenn man stirbt.“ Die verlangten, wenn es darum ging, einem Kinde zum Leben zu verhelfen, noch nicht mal nach dem Doktor. Und die weise Frau, die bis zu ihrem siebzigsten Geburtstag (solange arbeiten Hebammen) das volle Vertrauen der Kindeseltern und Großeltern und der weiteren Verwandtschaft genoß, wußte in Zeiten, da es keine Krankenversicherung gab, nur zu gut, daß das Geld für den Arzt, den sie im äußersten Notfall natürlich holte, nicht langte.

Sie selber kriegte oft keinen Pfennig

von den fünfzehn Mark, die sie für die Geburt und zehn Tage Pflege zu beanspruchen hatte. Die alte Einnahmekladde, die die Seniorin des Borsigplatzes einundvierzig Jahre lang geführt hat, zeigt mit erschütternder Einfachheit und Einfalt auf, wie die fünfzehn Mark fünfzigpfennigweise oder mit einzelnen Markstücken abgestottert wurden. Das armselige Raten-system zog sich oft hin, bis die Wehmutter aufs neue bestellt werden mußte. Wenn sie dann den abgearbeiteten Mann sah, der nachts in Schlappen zum Borsigplatz gerannt kam und wie wahnsinnig am Klingelzug riß, so daß die große Messing-glocke das ganze Haus aufweckte, dann machte sie im stillen einen dicken Strich unter die Rechnung, die das Brüderchen vom vorigen Jahr bedeutete, und gab sich in Gottes Namen daran, das Schwesterchen zu holen. Aber

„bleib ja vorm Hause stehen, bis ich mich angezogen habe“,

rief sie aus dem Fenster, „allein gehe ich nicht durch Nacht und Nebel. Hast du wenigstens eine Laterne bei dir?“ Er hatte keine. Natürlich hatte er vorgehabt, eine mit Petroleum oder Karbid zu füllen, damit diese Geburt nicht, wie die letzte, bei einem ausgeliehenen Kerzenstumpf vor sich gehen sollte — aber gerade gestern war das Geld alle gewesen, und konnte man denn ahnen, daß das Kind viel zu früh und ausgerechnet bei Nacht kommen würde?

Über diese seltsame Eigenschaft des Nachwuchses, am liebsten morgens um drei oder vier einzupassieren, allen gutgemeinten Vorbereitungen zum Trotz doch unerwartet, unterhielten sich der werdende Vater und die weise Frau dann schon auf dem Wege, der wacker zu Fuß gemacht werden mußte, ganz gleich, ob es nur bis in die Unnaer Straße oder Robertstraße ging, ob das Kind in der Kirchderner Straße zur Welt kommen sollte oder seine nach Eving oder ans Ostentor verzogene Mutter die Hebamme holen ließ. Vielleicht sind es die getrabten Kilometer, die oft mühevoll erstiegenen Treppenstufen, die, aufeinandergesetzt, „in den Himmel“ hineinführen, die unsere Hebammen bis

ins hohe Alter hinein rüstig, „beinig“, drahtig und schaffensfreudig erhalten haben. Natürlich sorgten sie nicht nur für die „auf Hoesch“, denn im Hoesch-Viertel wohnten wahrlich nicht nur Hoeschianer. Die Tanten waren für alle da.

Unermüdlich und unerschrocken

waren und sind sie zu jeder Zeit und Stunde auf die seltsamsten Wechselfälle des Lebens vorbereitet. Sie haben ebensoviel dankbare Liebe erfahren, die sich in lebenslanger Anhänglichkeit und rührenden kleinen Geschenken äußert, wie unfreundliche, undankbare, ruppige oder sogar wüste Behandlung. Wenn Mutter H., die den Beruf erst erlernte, als sie selber schon vier Töchter besaß, gar kein Geld mehr in der Kasse hatte, pflegte sie zu ihren Kindern zu sagen: „Eine von euch muß mal kassieren gehen.“ Dann waren drei der Mädchen wie von der Bildfläche verschwunden; die vierte aber fing an zu jammern: „Nein, Mutter, da hole ich kein

Geld mehr ab. Die Frauen reden so frech mit mir. Neulich hat eine zu mir gesagt: „Du brauchst kein Geld, du hast einen dicken...!“ Lieber will ich mein erspartes Geld dahin bringen, als noch mal dort was verlangen.“ Da mußte Mutter eben selber gehen. Ihre schlimmste Erinnerung führt in die Robertstraße, wo der glückliche Vater sie am zehnten, dem letzten Pflgetage, gar nicht mehr in die Wohnung ließ. Was sie denn noch wollte? — Sie hätte gern um ihr Geld gebeten.

„Geld? Einen Tritt ins Kreuz können Sie kriegen,

wenn Sie nicht machen, daß Sie die Treppe 'runterkommen“, brüllte der Mann, der zugleich mit dem Betrag für die Geburt auch die Hebammengebühr von der neuen Krankenkasse ausgezahlt bekommen, sie aber — aus Versehen — in der Kneipe umgesetzt hatte. Es ging „in der guten alten Zeit“ eben rau — und nicht immer herzlich zu. Manche Familie benutzte die

fünfzehn oder später zwanzig Mark Hebammengebühr, um dafür die Taufe auszurichten, zu der dann auch die Hebamme eingeladen wurde, oft sogar als Patin. Wenn mehrere Taufen gleichzeitig an einem Sonntag stattfanden, dann mußten Mutter, Schwester oder sogar Schwägerin der Hebamme sie vertreten, weil sie ja zur gleichen Zeit wirklich nur einen kleinen Schreihals über den Taufstein halten konnte.

Das erste Kind, das sie geholt hat, stellt für jede Hebamme, mag sie jung oder alt sein, eine aus Schrecken und Freude zu gleichen Teilen gemischte Erinnerung dar. Bei Frau K. waren es Zwillinge, auf die weder sie noch die Mutter gefaßt war, vom Vater ganz zu schweigen, der sich nachher „eben abfinden“ mußte.

Ruinen, in denen man „die Ratten einzeln beim Namen rufen“, und Lauben, so eng, daß sich kaum eine Person drin umdrehen konnte, und dazu



ohne jede Beleuchtung, das waren besonders „spannende“ Wöchnerinnenstuben. Von Petroleumlampen, die im entscheidenden Augenblick nicht brennen wollten, uralten (Schiffs-)Karbidlampen, in die man hineinpusten mußte, wenn sie leuchten sollten, kann jede Hebamme ein Liedchen singen, das an eine Schauerballade grenzt.

„Wo ist denn hier ein gewisses Örtchen?“ „Gehen Sie man hinten in den Garten. Da steht ein altes Faß.“ — „Hier wollen Sie ein Kind kriegen? Auf einem halben Meter Raum zwischen Bett und Sofa?“ „Dann muß das Sofa eben in den Garten gestellt werden. Nur der Hund bleibt drin. Dem ist es in der Nachtluft zu kalt.“ „Tut mir leid, aber den Hund können wir wirklich nicht dabei gebrauchen.“ — „Na schön, binden wir ihn draußen am Sofa fest.“

Obwohl Platz geschaffen und der Hund aus dem Wege geräumt war, hatte das hier erwartete Baby noch keine Lust, Einzug in die Laube zu halten. Sein Vater mußte nach dem Arzt laufen, und bei Sonnenaufgang sah es so aus: Drinnen warteten Mutter und Vater, draußen saßen auf dem Ledersofa nebeneinander Hebamme, Arzt und Hund. Einzige „vorbeugende Maßnahme“, die gegen die drohende Lungenentzündung getroffen werden konnte, war, als das Kind endlich erschien, eine Tasse heißen Kaffees.

In der abergläubischen Vorstellung der Zigeuner,

die zur Kirmeszeit manchmal irgendwo um den Borsigplatz herum „parkten“, war die Hebamme (die sie nur in Fällen riefen, mit denen sie nicht fertig zu werden fürchteten) „die schmutzige Frau“. Sie gaben ihr nicht die Hand und sagten ihr zu Beginn ihrer Tätigkeit, daß das neugeborene Kind keinesfalls auf den Tisch gelegt werden dürfte. Weil ihr Wohnwagen überfüllt, wie er heute noch im allgemeinen ist, sich als zu eng für eine Geburt mit Hebamme erwies, mietete dann wohl der Zigeunervater ein leeres Zimmer für ein paar Tage, das mit Möbeln aus dem Wagen notdürftig ausgestattet war. Dort kam eines Tages ein Zigeunerkind zur Welt. Am nächsten Tage sah die Hebamme, die Mutter und Kind pflegen wollte, den ganzen Raum angefüllt mit Zigeunern jeden Alters, die in eine dichte, aus vielen Pfeifen gespeiste Qualmwolke gehüllt waren. Zum Zwecke der Pflege mußten sie allesamt aus dem Zimmer gescheucht werden. Und das hatte ihnen wohl nicht gepaßt: Tags drauf fand die Hebamme, die bereits am ersten Abend ihr Honorar ausgezahlt bekommen hatte, die fliegende Wöchnerinnenstube leer. Von dem Wagen draußen war auch nichts mehr zu sehen.

Wenn im Hafen Hardenberg ein Schifferkind ankommen will,

erhebt sich auch die nicht immer ganz leicht zu beantwortende Frage nach dem Wann, Wo und Wie. Ist die Kajüte geräumig genug und liegt das Schiff direkt am Ufer, so kann eine etwa benötigte „weise Frau“ über einen Laufsteg an Bord gelangen. Liegt aber ein Erzkahn so weit draußen, daß eine Bootsanfahrt von einer halben Stunde notwendig ist, so ist es für Mutter, Kind und Hebamme entschieden sicherer, festen Boden unter den Füßen zu haben. Wie eine Schifferfrau aus dem Hafen Hardenberg ausgerechnet zu einer Hebamme vom Borsigplatz kommt? Höchst einfach: Es ist doch unser Hafen Hardenberg, und soliegt es nahe, daß unsere Hafenbelegschaft dort „unsere“ Hebammen vom Borsigplatz empfehlen. In diesem Falle war die Geburt in die Praxis eines Arztes verlegt worden, weil es schnell gehen mußte: Es blieben etwa achtundvierzig Stunden, bis der Kahn sich wieder auf die Reise machen mußte.

Die Hebamme wachte die ganze Nacht bei der Schifferfrau, die um fünf Uhr denn auch glücklich ihr drittes Kind im Arm hielt. Der Vater, der sich vom Hafen aus telefonisch nach dem Stand der Dinge erkundigte, bekam den Auftrag, mit Decke und Kissen bewaffnet zu erscheinen und beim Heimtransport seiner Familie zu helfen. Der ging praktischerweise im Wagen der Hebamme vor sich, und eine ihrer Patientinnen, die sie im Wartezimmer des Arztes getroffen hatte, half auch noch mit.

Zu Ehren des neugeborenen Schifferkindes wurde ein Fähnchen gehißt, kaum daß es an Bord gekommen war. Der ganze Hafen wußte bald, daß es Nachwuchs gegeben hatte. Wie besagter Nachwuchs sein schwimmendes Ziel erreicht hatte, wußte der Hafen auch, denn an vielen Kähnen hatte man vorbeirudern müssen, ehe „ganz dahinten“ der richtige erreicht worden war, zum Entsetzen der Hebamme, die, an Reling und Strickleiter und Einstiegluke nicht gewöhnt, in ernste Sorge um ihre Schutzbefohlene geriet. Aber eine Schifferfrau läßt sich ebensowenig erschüttern wie der bekannte Seemann. Zugegeben, sie war blaß und hatte vielleicht auch ein bißchen Kniezittern, aber als sie bequem gebettet in der hübsch eingerichteten Kajüte „in der Koje“ lag und würziger Kaffeeduft ihr in die Nase stieg, hatte sie nichts dagegen einzuwenden, daß ihr Mann den Rundfunk auf vollen Touren Rock 'n' Roll tanzen ließ.

„Achtung, Hoesch 3, hier ist die Hebamme!“,

klang es am nächsten Morgen per Lautsprecher über den Hafen. Der Kinderarzt,

der auf dem gleichen Kahn nachsehen mußte, ob sich das ältere Brüderchen, das in Muttis Abwesenheit auf den Kopf gefallen war, nicht Schaden getan hatte, kannte sich in den Hafenverhältnissen besser aus. Er war mit der Hebamme zur Hafenpolizei gegangen, und von der „Orderstation“ wurde eine schnelle Beförderung für Helferin und Heiler besorgt.

Die Faustregel für werdende Väter,

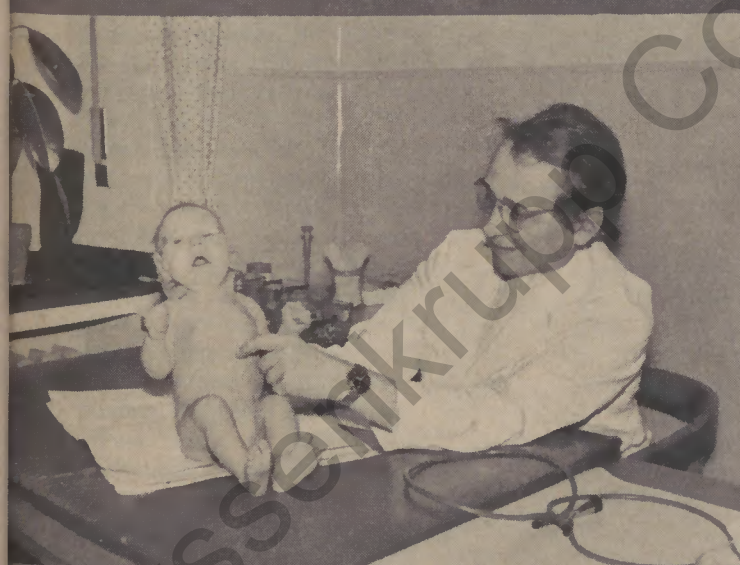
die beim ersten schmerzlichen Seufzer ihrer Frau losstürzen, um dann (möglichst nächstlicherweile) Sturm zu klingen, lautet: „Hebamme erst rufen, wenn die Wehen alle sieben bis acht Minuten kommen.“ Bis dahin kann jeder mehr oder minder friedvoll im Bett liegenbleiben oder sich wieder ins Bett legen (die Hebamme z. B., die manchmal in einer Nacht bis zu sechsmal 'rausgejagt wird). Diese Faustregel galt „in der guten alten Zeit“, die wirklich gar nicht so gut war. Sie gilt auch heute, „wo alles viel besser ist“.

Ganz früher, als die Familien rund um den Borsigplatz noch dreimal so viele Kinder bekamen wie heute, und als noch kaum jemand daran dachte, die Geburt in die Klinik zu verlegen, war es sicherlich so, daß viele Kinder die Höschen und Hemdchen ebenso zahlreich zerrissen wie vieles Waschen Tücher und Windeln verschleiß. Auf den Notstand, der sich da ergab, gründet sich die noch heute für die Werksfürsorge unserer Westfalenhütte gültige Regel, vom dritten Kinde an eine Beihilfe von Textilien zu gewähren, die auch in unserer besser ausgestatteten Zeit einem kinderreichen Haushalt bestens „zupasse“ kommt.

Eine Hausgeburt ist eine „Geburt erster Klasse“,

in unserem Zeitalter zumal, das in Krankenhäusern und Kliniken ebenso Mangel an Betten wie an Pflegerinnen hat. Man muß nur in Ruhe alles richtig vorbereiten (Zeit genug hat man ja), alles besorgen (einschließlich der künftigen Großmutter oder sonst einer hilfswilligen weiblichen Kraft), und man muß sich mit den Pflichten vertraut machen, die von einer Mutter erfüllt werden wollen, sobald das winzige kleine und so hilfsbedürftige Kindchen endlich da ist.

Auch eine berufstätige junge Mutter hat während der letzten sechs Wochen vor der Geburt Zeit, sich lesend, lernend und übend vorzubereiten. Das Lesen betreibt sie vielleicht zu Hause; das Lernen wird im wesentlichen in Frage- und Antwortspielen mit Mutter, Schwiegermutter, Schwester, Schwägerin, Freundin und schließlich der Hebamme bestehen. Noch intensiver lernt die werdende Mutter in kostenlosen Kursen des Deutschen Roten Kreuzes, in denen sie an „Träumerchen“, bade-



Linke Seite: Bereitschaftsführerin Knapp zeigt, wie man den Waschlappen anfassen muß, wenn man Baby nicht weh tun will.

„Knopfäuglein“ haben die Fürsorgerinnen in der Mütterberatungsstelle Dürener Straße das Dickerchen auf der Waage getauft.

Die Untersuchung durch Stadtärztin Dr. Zeiss hat gar nicht weh getan — aber muß man durch Fotoblitze so erschreckt werden?

Baden darf man das Kind erst, wenn man sich auf vorgeschriebene Weise selber Arme und Hände gründlich gewaschen hat.

Rechte Seite: Gut, daß das „Träumerchen“ stillhält. Das „Pucken“ ist viel komplizierter, als manche der jungen Frauen gedacht hat. Wenn Sie Vigantol eingeträufelt bekommt, ist diese kleine Dame weniger begeistert von Medizinalrätin Dr. Wortberg, die sie in der Mütterberatung in der Landgrafenschule besucht.

Den Hüttennachwuchs präsentieren v.l.n.r.: Frau Erika Koslowski (Gabriele ist einen Monat alt), Oma Theresia Gravenkamp (Frank Scheiffer ist drei Monate alt) und Frau Monika Gebhardt (Peter ist drei Monate alt).



Frisch pensioniert:
„Storchentante“ Gertrud Brockmann



Im Alter kommt Frau Marta Keikus endlich dazu, ein Buch in Ruhe zu lesen

Mutter Höhle möchte in ihrem Lebensabend den Borsigplatz nicht missen



festen Zelluloidpuppen, mit Badewanne, Waschlappen, Windel, Lure und Tuch, Flasche, Sauger, Strampelhöschen und Fieberthermometer den „fachgerechten“ Umgang mit ihrem künftigen Kindchen ausprobiert.

Wie sie es halten muß, wie es gewaschen und gebadet wird, wie sie den Tisch vorbereiten, auf dem sie das Kindchen zurechtmachen will, aus welchen Teilen sich seine Garderobe zusammensetzt und daß Kamm und Bürstchen in staubdichter Schachtel besonders aufbewahrt werden sollen, das weiß sie alles, wenn es soweit ist.

In den zehn Tagen Pflege nach der Geburt guckt sie der Hebamme viele Griffe ab und bekommt manchen Wink von ihr, der sich auf Wartung und Ernährung bezieht. Dann aber, wenn die junge Mutter wieder ausgehen kann, ist für jede das Kind betreffende Frage, zu deren Lösung nicht ein Arzt zugezogen werden muß,

die Mütterberatungsstelle ihres Wohnviertels

zuständig. Hier beantwortet die Wadje die manchmal banggestellte Frage, ob das Kind auch satt wird. Hier wird Rat erteilt, wie man eine etwas „dickere“ Flasche zubereiten kann, d. h. eine Nahrung, die vor allen Dingen abends dem Kinde längere Zeit das Gefühl der Sättigung erhält, so daß die ganze Familie besser schlafen kann. Und wenn's am Hunger nicht liegt, dann wird das, was DRK und Hebamme schon gezeigt hatten, nochmals mit der Mutter geübt, das richtige Trockenlegen nämlich, ohne Falten in den Windeln, die das zarte Körperchen drücken und das Kind um den Schlaf bringen können.

Der „Zangengriff“, die Anweisung, das Kindchen so vorsichtig zu behandeln wie Meißner Porzellan — „Sauberkeit ist oberstes Gebot“ — „Wasser, Seife, Reibung gibt Sauberkeit“ — Pappmanschette ums Handgelenk, damit ein von Ausschlag befallener Säugling sich nicht kratzen kann —, alles das wird hier wie dort gelehrt und von besonders Gewissenhaften auch aufgeschrieben. Zarte lyrische Verschen finden sich in diesen Notizen: „Kommt ein Kindlein auf die Welt, fällt ein Stern vom Himmelszelt“, und deftigere Kernsprüche wie: „Die Kuhmilch gibt man an die Kälber — wir stillen unsre Kinder selber!“

Schwangeren-Gymnastik

wird seit etwa einem Jahr von den Gesundheitsbehörden der Stadt sehr gefördert, in der Kreisstelle des Deutschen Roten Kreuzes in der Beurhausstraße von einer Fachkraft gelehrt und von vielen jungen Müttern begeistert erlernt und zu Hause

durchgeführt. Die Übungen, die — vielfach auf Matten, also bodengymnastisch — durchgeführt werden, haben den Zweck, vorwiegend die Atmung zu regeln und die Muskulatur zu lockern. Im Wechsel von „Spannen“ und „Lösen“ lernt man, bewußt leicht zu gehen; im „Vierfüßlerstand“ wird die Lendenwirbelsäule beweglich gemacht; durch bestimmte Bewegungen und Gegenbewegungen ergibt sich eine günstige Beeinflussung des Beckens. Der „Schneidersitz“ und „Beine hoch!“, das Kriechen im Kreise, alles würde sicherlich nicht in freiwilliger Regelmäßigkeit betrieben, wenn nicht schon die ersten Versuche als sehr angenehm und wohltuend empfunden worden wären. Eine wirksame „Werbung“ für diese Art von Gymnastik stellen Zeugnisse von Hebammen und Kliniken dar, denen zufolge eine Geburt schneller und leichter vonstatten geht, wenn die Mutter vom vierten Monat ab regelmäßig „geturnt“ hat. Der Kursus, der mit der praktischen Unterweisung in Kinderpflege Hand in Hand geht, dauert nur fünf Wochen. Das Gelernte weiterzuüben, ist Privatsache, und — ganz neu ist die Erfindung auch nicht, denn unsere Großmütter und die alten Hebammen haben immer schon mal gesagt: „Die beste Vorübung zum Kinderkriegen ist: den Boden aufwischen!“

Beil, Strick und Sack in der Hand

Wenn so nachts um halb drei ein Mann vor der Hebamme steht, die gerade von einer Entbindung kommt und einige zehn Meter weit zu ihrem Wagen gehen will, dann ist es doch wohl an der Zeit, daß sie sich eine Gaspistole zulegt. Darum wollten die alten Damen ja nicht allein durch die Nacht gehen und auch nicht allein mit dem Fahrrad unterwegs sein. In solch einer Situation bewährt sich die Energie, die man einer Hebamme ebenso nachrühmt wie vorwirft: „Sie kommandiert wie ein Feldwebel!“ Das ist leichthin kritisch gesagt, besonders von Leuten, die gar nicht dabeigewesen sind und kaum ahnen, in welche Angst und Not, in welche Aufregung, Nervosität und Kopflosigkeit die Hebamme gerufen wird, gegen welche Unvernunft sie in aller Eile anzugehen hat, welche schwierigen Umstände manchmal eintreten können. In solchem hektischen Wirbel, in dem vor allem Vater den Kopf verliert, muß es geradezu eine Wohltat sein, wenn („Alles hört auf mein Kommando!“) jemand, der was davon versteht und dem man Vertrauen schenken kann, eindeutig sagt: „Das wird jetzt getan, und das wird gelassen“, und — wenn vor allen Dingen Vater heilsam ablenkend beschäftigt wird: Feuer machen, Kaffee kochen, wenn nötig, was aus der Apotheke holen.

Ob eine Hebamme „gut“ ist,

als Fachkraft und als Mensch, das erweist sich erst in Jahren. Wer sie zum ersten Male und im Drange des Augenblicks ohne Wahl holt, der „testet“ sie gewissermaßen. Wenn die ersten Familien „auf Empfehlung von der jungen Frau Y., die Sie neulich entbunden haben“, kommen, steuert sie richtigen Kurs, und wenn sie das zweite und dritte Kind da holen soll, wo sie das erste geholt hat, dann ist ihre „Energie“ richtig am Platze gewesen.

Im Laufe der Zeit kennt sie ganze Jahrgänge von Jungen und Mädchen. Manchmal, wenn sie gerade um Schulschluß an der Hoesch-Schule, der Borsig-Schule oder an der Oesterholz-Schule vorbeikommt, bleibt sie stehen und läßt den Strom von Kindern an sich vorüberfluten. Dieses Gesichtchen kennt sie und jenes und wieder eins, dieses pausbäckige, jenes blasse und das, dem das heute Nacht geborene Schwesterchen so ähnlich sieht. Sie geht durch ein Kaufhaus in der Stadt und wird auf Schritt und Tritt angehalten. Sie spaziert durch den Hoesch-Park und muß in jeden dritten Kinderwagen hineinschauen. Sie neckt: „Hab ich's Ihnen nicht gesagt?“, wenn eine Frau sie nicht mehr braucht (der Nabel des Säuglings, erst nach dem fünften Tag getrocknet und abgefallen, deutet darauf hin, daß keine Kinder mehr folgen), und sie fährt bei ihren Morgenbesuchen immer wieder an ihrer Wohnung vorbei: Ein ins Fenster gehängtes Handtuch würde eine eilige Geburt anzeigen.

Schwerarbeit, besonders bei der Ankunft von ersten Kindern,

erhält leistungsfähig, drahtig und jung, wenn sie mit der richtigen inneren Einstel-

lung geleistet wird. Verantwortung, Anstrengung, permanente Schlafarmut — wenn man das Wort „Schlaflosigkeit“ vermeiden will —, weite Wege, hohe Treppen, unregelmäßige Lebensweise, das alles zeichnet sich deutlich im Gesicht der Hebamme ab, die in ihrem Dienst an der Menschheit weiß wird. Und dennoch bleiben ihr manche Altersbeschwerden erspart, die Leute mit wesentlich „ruhigerem Lebenswandel“ heimsuchen. Ist es vielleicht keine Leistung, wenn Frau K. erst mit vierundsechzig Jahren die erste Brille brauchte und — schon hoch in den Sechzigern — zum ersten Male selber einen Arzt konsultiert?! Nicht, weil sie krank war, sondern „aus Neugierde, für den Blutdruck“.

Wer immer für andere bereitstehen muß, kommt ja gar nicht dazu, auf „Alarmzeichen“ des eigenen Körpers groß zu achten. Und wer am eigenen Leibe Selbstzucht zu üben gewohnt ist, der hat auch das Recht, einer in der Panik erster Wehen fassungslosen jungen Mutter streng zu sagen: „Sie lassen jetzt das Brüllen sein und holen ganz tief Luft, wenn eine Wehe kommt!“ Der behält allerdings auch den Humor, herzlich mitzulachen, wenn nach den ersten schlaflosen Nächten mit dem Baby die pflegende Oma zur Hebamme sagt: „Sie haben doch neulich meiner Schwiegertochter verboten zu brüllen. Jetzt sagen Sie mal dem Jungen, er soll „tief Luft holen“, statt zu schreien!“



Als die Werkzeitschrift „Westfalenhütte“ mit einem Karton voll Spielzeug den nach langer Reise im Hafen Hardenberg anlegenden „Hoesch 3“ besuchte, waren „unser Baby“ Monika und der zweijährige Hans Peter bei Oma geblieben. Für Roland, den Dreijährigen, fiel buchstäblich „Ostern und Weihnachten auf einen Tag“: „Alles mein Spielzeug!“ jubelte er beim Anblick der kleinen Wunderwerke aus Hoesch-Stahl



Lockerungs- und Atemübungen, richtig gehen und kriechen lernen werdende Mütter in Spezial-Gymnastikkursen des Deutschen Roten Kreuzes

Die angegebenen Preise der Bücher gelten nur für solche Mitglieder der Büchergilde, die in unserer Kartei (Pressestelle) geführt werden. Der monatliche Mitgliedsbeitrag, der voll auf die Bücher angerechnet wird und für Werksangehörige 1,50 DM beträgt, wird monatlich von der Lohn- bzw. Gehälterkasse einbehalten. Bei Anfragen wende man sich an den Vertrauensmann des Betriebes bzw. der Abteilung oder unmittelbar an die Pressestelle, Eberhardstraße 23, Werkruf 5477 (Frl. Weu).

Ivo Andric

Die Brücke über die Drina

Buch 511, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 444 Seiten, 6,15 DM

Um die steinerne Brücke über die Drina, die Abend- und Morgenland verbindet, kreist alles Geschehen in der Stadt Wiscegrad, von immer neu bewegenden Schicksalen erfüllt, von einer sich steigenden Spannung.

Honoré de Balzac

Glanz und Elend der Kurtisanen

Buch 513, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen, 593 Seiten, 6,15 DM

John Steinbeck

Die Straße der Ölsardinen

Buch 512, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 276 Seiten mit Illustrationen von Helmut Lortz, 5,35 DM

Diese Erzählung von Schelmen, Vagabunden, Nichtstuern und Lebenskünstlern ist köstlich zu lesen, getragen von trockenem Humor und Liebe zum Leben.

Alfred Andersch

Sansibar oder der letzte Grund

Buch 514, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen, 280 Seiten, 4,50 DM

Joy Packer

Die reißenden Wasser von Velaba

Buch 515, 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 333 Seiten, vom 1. 4. 1960 bis 30. 9. 1960 zusätzlich zum Quartalsbuch 3,90 DM, ab 1. 10. 1960 5,35 DM

Joy Packer ist als temperamentvolle Erzählerin schon aus ihrem Roman „Die Reben von Dieu Donne“ bekannt.

Maxim Gorki

Meine Kindheit

Buch 516, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen, 276 Seiten, 4,50 DM

Im Hause der Großeltern wächst der vaterlose Aljoscha heran. Es gibt für den Jungen viel zu beobachten. Das ganze bunte und chaotische Rußland der Zeit vor dem ersten Weltkrieg wird lebendig.

Sigrid Undset

Kristin Lavranstochter

Buch 517, Format 13,5×21,5 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 987 Seiten, 10,80 DM

Das berühmte norwegische Epos von der Größe und Unbeständigkeit menschlichen Wirkens, von der Vergänglichkeit der Geschlechter und von der Liebe.

Joe Lederer

Unruhe des Herzens

Buch 518, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 341 Seiten, 5,35 DM

Erle Wilson

Coorinna

Buch 519, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 230 Seiten mit Illustrationen von Volker Detlev Heydorn, 4,50 DM

Bergaust/Beller

Satelliten erforschen den Weltraum

Buch S 39, Format 13×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 328 Seiten mit 12 Abbildungen und 10 Bildtafeln, 6,15 DM

Jack London

Meuterei auf der Elsinore

Buch 520, Format 12,5×19 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 244 Seiten, 4,05 DM

Jack London hat eine unerhörte, vorurteilslose Art, die Dinge zu sehen und unerbittlich anzupacken, und so entsteht der wilde Atem des Lebens, der diese Bücher durchfeuert und ihre Lektüre zu einem unvergeßlichen Ereignis macht.

Reinhard Albrecht

Asien zwischen West und Ost

Buch 521, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 368 Seiten Text und 32 Bildtafeln, 6,15 DM

Frederick Bodmer

Die Sprachen der Welt

Geschichte, Grammatik und Wortschatz in vergleichender Darstellung

Buch 522, Format 12,5×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 754 Seiten mit 46 Abbildungen, 10,80 DM

Hermann Kesten

Dichter im Café

Buch 523, Format 12,5×20,1 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 440 Seiten Text und 32 Bildtafeln, 8,10 DM

Kesten erzählt von literarischen Salons und Cafés, von Literaten in vielen Großstädten.

E. Kästner/W. Trier

Das verhexte Telefon

Buch 524, Format 17×23,5 cm, gebunden, 32 Seiten mit vielen bunten Bildern, 3,15 DM

H. Enzensberger/Gisela Andersch

Zupp

Buch 506, Format 25,5×25,5 cm, Halbleinen, 6-Farben-Offsetdruck, 24 Seiten, mit vielen bunten Bildern, 4,05 DM

Manfred Hausmann

Abel mit der Mundharmonika / Kleine Liebe zu Amerika

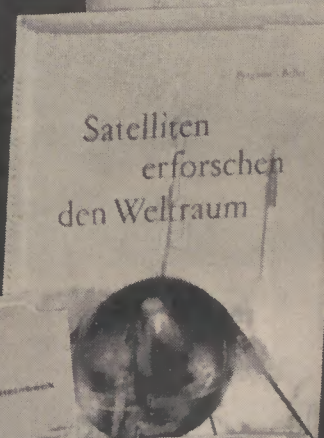
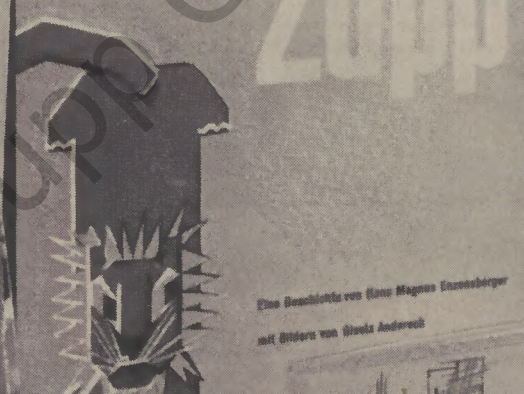
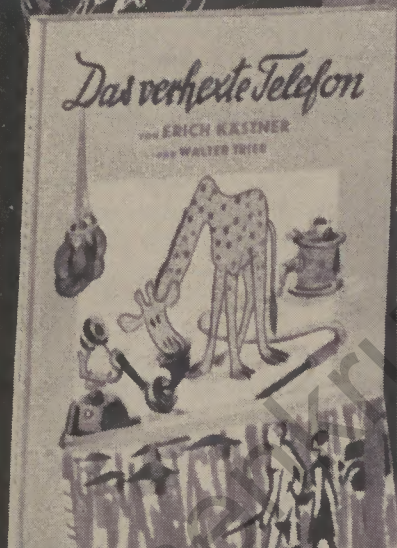
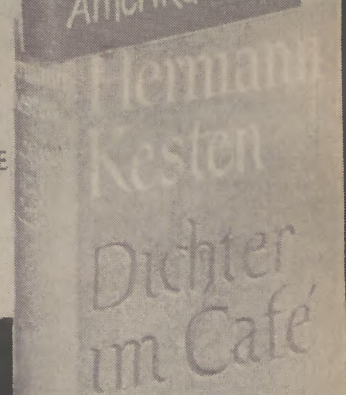
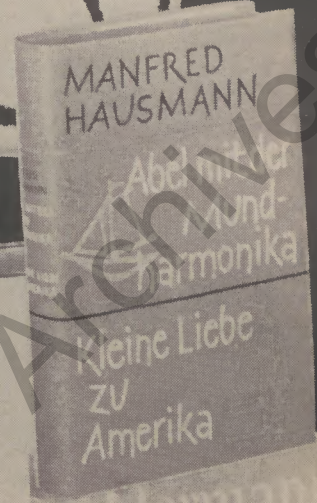
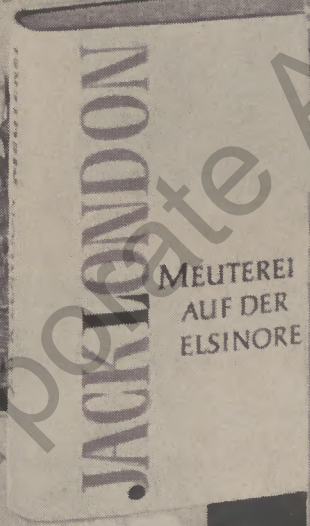
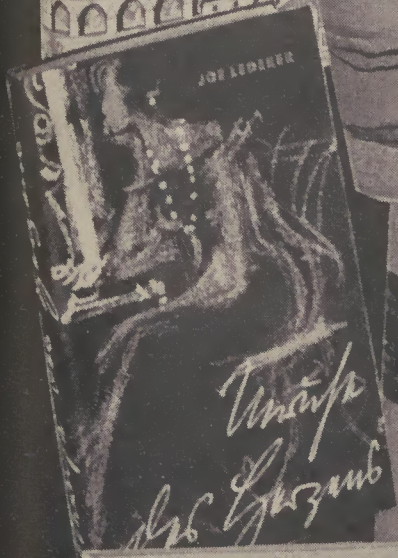
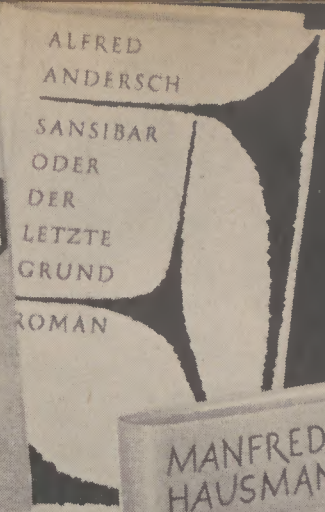
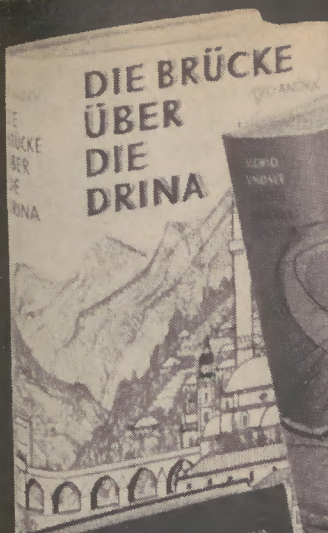
Buch S 37, Format 12,3×19,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 356 Seiten, 6,15 DM

Hausmann gehört zu den Dichtern, die die Menschen voller Sympathie und Wohlgefallen und mit einem leisen Humor betrachten, dem ein wenig wissende Melancholie beigegeben ist.

Leo Slezak

Mein Lebensmärchen

Buch S 38, Format 12,3×20,7 cm, Ganzleinen mit Schutzumschlag, 328 Seiten, illustriert von Franziska Bilek, 5,35 DM



WIR FAHREN IN ERHOHLUNG



Luftkurort Neuweiler/Schwarzwald



Luftkurort Schmieh bei Bad Teinach/Schwarzwald

Luftkurort Neuweiler/Schwarzwald



1174 Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, deren Erholungsbedürftigkeit von den Werkärzten bisher festgestellt wurde, werden kostenlos in Erholung fahren und mit ihnen 1293 Familienangehörige.

Der „Zug in die Weite“ zeigt sich auch bei den Wünschen hinsichtlich der Landschaften. In das Sauerland, einstmals der beliebte Aufenthalt mit den Orten Olpe, Reiste, Niedersfeld und Niedersorpe, wollen in diesem Jahr nur 81 und in das Weserbergland mit Würgassen und Vahlbruch nur 95 Mitarbeiter. In das Weserbergland mit den Orten Viernünden, Löhlbach und Haina fahren 140 Mitarbeiter. 139 wollen an die Mosel nach Niederfell, Alken und Loef. Gesuchter ist der Taunus mit den Orten Ziegenberg und Kransberg; hierhin fahren 203 Mitarbeiter. Der Schwarzwald, neu in den Erholungsplan übernommen, lockt — man muß schon „selbstverständlich“ sagen — die meisten: In die Luftkurorte Schmieh und Neuweiler fahren 516 Mitarbeiter mit 427 erwachsenen und 109 minderjährigen Angehörigen.

Da die Entfernung zu den Schwarzwaldorten rund 560 km beträgt, ist es unmöglich, daß die Hinfahrt der neuen und das Abholen der alten Gäste an einem Tage durchgeführt werden kann; die Rückkehrer müssen ja so rechtzeitig wieder in Dortmund sein, daß ihnen Straßenbahn und Obus für die Fahrt zur Wohnung noch zur Verfügung stehen. Deshalb wird die Schwarzwaldfahrt ab Dortmund in den Abendstunden angetreten. Aber eine Nachtfahrt hat ja auch ihre Reize.

Für Mitarbeiter, die wegen der längeren Werkszugehörigkeit eine dreiwöchige Kur erhalten und sich für eine Werkspension entschieden haben — jeder kann ja bei uns fahren, wohin er will —, ist der Luftkurort Wenholthausen im Sauerland vorgesehen. Das Haus „Sauerlandruh“ ist eine Privatpension und gewährleistet gute Aufnahme und größtmögliche Ruhe in waldreicher Umgebung.

Die Sozialabteilung bittet um Verständnis, daß nicht alle Wünsche hinsichtlich der Wahl des Gebietes oder Ortes erfüllt werden konnten und können. Das läßt sich manchmal beim besten Willen nicht ermöglichen, so zum Beispiel, wenn die Zahl der Anmeldungen die Zahl der zur Verfügung stehenden Zimmer und Betten übersteigt. Da ist es doch jedem verständlich, daß dann Umdispositionen hinsichtlich der Zeiten und Orte vorgenommen werden müssen. Selbstverständlich steht in diesen und allen Fällen, in denen Auskunft gewünscht wird, die Sozialabteilung — Büro für Veranstaltungen und Erholung — gern zur Verfügung.

Wir aber wünschen allen ein herrliches Wetter, viel Freude und eine prächtige Erholung.

UND DER SOMMER- URLAUB UNSERER JUGEND?

**Dazu schreibt uns
die Jugendvertretung:**

„Wieso Sommerurlaub?“ werden einige fragen. „Der Winter ist doch gerade erst vorbei.“

„Endlich!“, müssen wir sagen, „endlich die lang erwarteten Termine unserer Sommerfreizeiten.“

Die Betriebe warten längst auf Festlegung der Urlaubstermine. Und wir möchten ger-

ne, angepaßt dem betrieblichen Urlaubsplan, den Berufsschulferien und den Urlaubsplänen unserer Eltern — das bringe einmal einer auf den berühmten selben Nenner —, mit unseren jugendlichen Kollegen gemeinsam unseren Urlaub verbringen. Aber bitte — nicht weil wir gemeinsam stärker zu sein glauben. Wir wissen, daß wir als Jugend der Westfalahütte und mit unseren Dortmunder Kolleginnen und Kollegen als Gewerkschaftsjugend in Deutschland, Österreich und Italien erscheinen, daß man uns deutsche Jugend prüfend beobachtet und uns, selbst in Deutschland, leider allzugern mit einigen wenigen „Jugendlichen“ vergleichen möchte. Wir haben in den vergangenen Jahren im Auslande mit wenigen Ausnahmen gute Freunde gewonnen, Bande geknüpft, die über Jahre hinaus brieflich aufrechterhalten wurden bzw. noch werden. Wir lassen uns darum auch nicht identifizieren mit manchen deutschen Touristen im Auslande, die nichts als ihr Geld und schlechte Erinnerungen zurückließen.

Wir wollen dafür sorgen, daß man uns auch in diesem Jahre, vielleicht noch herzlicher als früher, auf die Heimreise entläßt als Freunde unter Freunden, die man gerne einmal wiedersehen möchte.

Und wohin fahren wir?

Folgende Gewerkschaftsfreizeiten stehen den jugendlichen Kolleginnen und Kollegen der Hoesch Aktiengesellschaft Westfalahütte in diesem Jahre zur Auswahl:

St. Ulrich / Tirol

In St. Ulrich am Pillersee werden wir im Gasthaus Adlerwirt wohnen. Die Gelegenheit zu Bergtouren, Rundfahrten, Baden im Pillersee, Spiel und Sport auf einer großen Liegewiese sowie angenehme Unterbringung im Gasthaus sind die gegebenen Voraussetzungen für einen erholsamen Sommerurlaub.

Sottomarina bei Chioggia / Italien

Die Pension Rivage in Sottomarina (südl. Venedig) liegt direkt am Strand der Adria.

Der eigene Badestrand bietet uns während des ganzen Tages weißen Sand und kühles Salzwasser. Mit dem Schiff erreichen wir in einer Stunde die Stadt auf Pfählen: Venedig.

Schloß Kaslegg / Steiermark / Österreich

Schloß Kaslegg, umgeben von Zweitausendern, liegt 700 m über dem Meeresspiegel in den Ennstaler Alpen zwischen den Urlaubsorten St. Gallen und Groß-Reifling. Tagesräume, 4 Hektar Spielfläche und ein großes, zum Schloß gehörendes Schwimmbad stehen uns zur Gestaltung unserer 14 Tage zur Verfügung.

Gmunden / Traunsee / Österreich

Der bekannte Kurort Gmunden ist vielen Kollegen der Westfalahütte aus dem letzten Jahre in guter Erinnerung. Autofahrten zu den Seen des Salzkammerguts, ins historische Salzburg, Seerundfahrten auf dem Traunsee, Bergtouren und frohe Stunden im Strandbad bieten sportliche Betätigungsmöglichkeiten, Unterhaltung und Erholung.

Rivoltella / Gardasee / Italien

Einer der wenigen Orte am Gardasee, in denen wir uns nicht lediglich unter Touristen befinden. 5 km von der Stadt Desenzano entfernt, liegt Rivoltella am südlichen Rande des Sees, nahe der berühmten Halbinsel Sirmione.

Scharbeutz / Ostsee

Scharbeutz in der Lübecker Bucht, mit dem bekannten, sauberen Ostseestrand, bietet uns reichhaltige Möglichkeiten für Spiel, Sport, Unterhaltung und Erholung. Wir wohnen im Haus „Hannover“ in 2- und 3-Bett-Zimmern.

Norderney / Nordsee

Auf der bekannten Nordseeinsel verbringen wir unseren Urlaub wieder außerhalb der touristenfreudigen Stadt; draußen in der Ruhe der Dünen, einige Minuten vom Strand entfernt, liegt unser Haus mit 4- bis 6-Bett-Zimmern.

Dünen und Strand auf Norderney

Geislahorn, St. Ulrich am Pillersee





Die Riesen von Manhattan, dem dichtbesiedeltesten Stadtteil und Geschäftszentrum von New York

New York:

76 Wolkenkratzer und 500 000 Bäume

Ist New York die größte Stadt der Welt? Jedes Jahr kann man in Taschenkalendern und Almanachen das interessante Wettrennen um diesen Titel verfolgen. Wenn die Quellen stimmen, dann liegt Tokio mit 8,48 Millionen an der Spitze, gefolgt von London (8,29 Millionen) und New York (7,79 Millionen). Diese Zahl schließt jedoch nur die Bevölkerungsziffer eines Teiles von New York ein, denn das Stadtgebiet von Groß-New York zählt weit über 14 Millionen Einwohner.

Im Mittelpunkt dieser Metropole, dem Stadtteil Manhattan, spielt sich das Geschäftsleben auf engstem Raume ab. Ausdehnungsmöglichkeiten gab es keine. Ausweichen konnte man nur „nach oben“. So entstanden die steinernen Straßenschluchten von Manhattan, deren 71

Hochhäuser (nur fünf Wolkenkratzer liegen in anderen Stadtteilen) über hundert Meter hoch sind. Auch das höchste Gebäude der Welt, das 448 m hohe Empire State Building, dem das 324 m hohe Chrysler Building in der 42. Straße nicht allzuviel nachsteht, befindet sich in Manhattan. Trotz dieser Rekordhöhe ist die Durchschnittshöhe der Häuser von New York geringer als etwa die von Paris. Kaum einer der Wolkenkratzer ist ein Wohnhaus.

New York oder besser der Platz, auf dem New York heute steht, wurde am 11. September 1609 von Henry Hudson entdeckt und erhielt den Namen „Neu-Holland“. Am 6. Mai 1626 kaufte Peter Minuit, der holländische Generalgouverneur der Kolonie, den Indianern die Insel Manhattan um den Preis von Glas-

perlen und ähnlichem Tand im Werte von 24 Dollar ab. Die holländische Niederlassung, die 200 Siedler zählte, nannten sie „Neu-Amsterdam“. Im Jahre 1664 eroberten die Engländer den Ort und gaben ihm den Namen „New York“ nach dem Herzog von York, dem Bruder ihres Königs. Neun Jahre später eroberten die Holländer die Stadt zurück und nannten sie „Neu-Oranien“; 1674 tauschten sie das Gebiet gegen die südamerikanische Kolonie Guayana (Surinam).

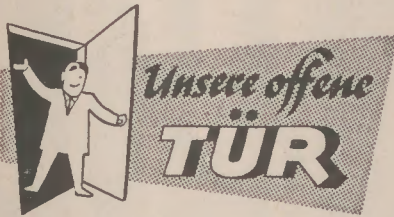
Heute ist New York eine internationale Stadt. Mehr als zwei Millionen seiner Einwohner sind geborene Ausländer, unter ihnen fast 200 000 Deutsche, 344 000 Italiener, 314 000 Russen und 125 000 Österreicher. Zwei weitere Millionen sind Nachkommen von Einwanderern. Viele von ihnen halten an ihrer Sprache und auch an ihren Volkssitten fest, so daß man New York nicht zu Unrecht oft als die größte Stadt Puerto Ricos, die zweitgrößte Irlands, die drittgrößte Italiens und die viertgrößte Polens bezeichnet hat.

New York ist nicht nur das größte Geschäftszentrum der Welt, in dem unter anderem ein Drittel des gesamten amerikanischen Einzelhandelsumsatzes getätigt wird, sondern es produziert selbst auch eine lange Liste von Waren. Rund eine halbe Million Arbeitnehmer beschäftigt die New Yorker Bekleidungsindustrie, die 70 Prozent aller Damenoberbekleidung Amerikas herstellt. Von den rund 12 500 Buchtiteln, die im letzten Jahr in den USA verlegt wurden, wurden mehr als zwei Drittel in New York herausgegeben. Die tägliche Auflagezahl der New Yorker Zeitungen (von denen täglich die Hälfte in den U-Bahnstationen liegen gelassen wird) beträgt rund 6,2 Millionen.

Das Budget der Stadt New York mit mehr als 1,8 Milliarden Dollar (rund 7,5 Milliarden DM) wird in erster Linie von den Verkehrseinrichtungen in Anspruch genommen. New York besteht aus fünf Bezirken — Manhattan, Bronx, Brooklyn, Queens und Richmond —, die durch ein rund 400 km langes U-Bahn- und Hochbahnnetz mit 7000 Wagen, einem 850 km langen Autobussystem und zahlreichen Auto-Expressstraßen miteinander verbunden sind.

New York ist jedoch nicht nur eine Stadt aus Stahl, Stein und Beton, sondern mit 10 400 Hektar Grünflächen und 500 000 Bäumen auch eine Stadt der Parks und Spielplätze. 30 Theater und rund 500 Kinos sorgen überdies für die Unterhaltung der Bewohner dieser Stadt, in der es, wie man sagt, „nichts Zweitbestes und nichts Zweitschlechtes gibt“.

Russen sind stets sehr interessierte Besucher. Hier unterhielten sich über sozialpolitische und bautechnische Fragen (Hoesch-Bausystem), wobei auch Häuser und Wohnungen in unserer Siedlung Bellwinkelhof besichtigt wurden (von links): der Leiter unseres Bauhofes, Dipl.-Ing. Jensen, Johannes Hoischen, Redakteur Dimitrie Grigorieff vom Moskauer „Trud“, Walentin Beljanin, 2. Vorsitzender des Gewerkschaftsrates Leningrad, Betriebsratsmitglied Bernhard Bröckelmann, Direktionsassistent Kurt Fiebich, Wladimir Sergeew, Abteilungsleiter für internationale Verbindungen im Zentralrat der sowjetischen Gewerkschaften in Moskau, und Dolmetscher Arkadi Tokawski



In den letzten vier Wochen besuchten uns

30 Schüler der Röntgen-Realschule Dortmund, 15 Bergleute aus der ev. Kirchengemeinde Weddighofen bei Kamen, 35 Schülerinnen des Käthe-Kollwitz-Gymnasiums Dortmund, 15 Schüler der Städt.

Realschule Lünen, 35 Oberprimaner aus Frankfurt, 20 Mitarbeiter von Hoesch Eisenhandel Dortmund, 30 Besucher des Refa-Institutes, 40 Lehrlinge von Hoesch Hohenlimburg, 12 Abiturienten aus Dortmund, 45 Schülerinnen des Käthe-Kollwitz-Gymnasiums Dortmund, 25 Schüler der Landwirtschaftsschule Fürstenberg, 22 Schüler aus Obermarsberg, 20 Hörer der Bauschule Idstein, 20 Mitglieder des Frankfurter Vereins für Fortbildung, 20 Schüler der Berufsschule Plettenberg,

20 Bewohner des Jugenddorfes Oespel, 24 Schüler von verschiedenen Schulen, 20 Schüler der Aufbauschule Plettenberg, 30 Schüler der Berufsschule Berlin, 5 Lageristen der Geschäftsstelle Bremen, 31 Schüler des Helmholtz-Gymnasiums Dortmund, 30 Hörer der Volkshochschule Dortmund, 22 Mitarbeiter des Telegraphenamtes Dortmund, 10 Mitarbeiter der Firma Holstein & Kappert, Dortmund, 20 Schüler des Städt. Gymnasiums Hagen, 25 französische Industrielle.

Die Mitglieder der Ortsverwaltung der Industriegewerkschaft Metall mit ihrem 1. Bevollmächtigten Karl-Heinz Troche (oben zweiter von links) informierten sich bei einem Besuch der Hütte über den Fortschritt der technischen Entwicklung. An dem anschließenden Gespräch nahmen Arbeitsdirektor Walter Hölkeskamp (oben erster von links, halb verdeckt) und Betriebsratsvorsitzender Albert Pfeiffer teil (Pfeiffer ist Mitglied der Ortsverwaltung)



„Als Ali, der Schwiegersohn Mohammeds des Haschimiden, von der Unzufriedenheit des Volkes mit dem dritten Kalifen, Othman, erfuhr, hetzte er mit seinen Brüdern zur Rebellion. Ihre Mutter Aischa indes begab sich aus der Stadt, um ‚nicht dabeigewesen zu sein‘. Einer von Othmans Freunden aber traf einen der Aufsässigen mit dem Stein, so daß er starb. Darauf stürmte man des Kalifen Haus und erschlug ihn. Sein Blut

sich Ali seines Sieges nicht freuen. Fünf Jahre später wurde er, verfolgt von der Rache eines Sektenführers, in der Moschee von Kufa ermordet. Es war die Rache eines Gläubigen, deren Vollzug ein Weib ihrem Geliebten als Brautpreis auferlegt hatte. Die ersten Blutopfer aus der Dynastie Haschim waren der arabischen Erde gebracht worden. Wird der Haschimide Faisal von Irak aus Mohammeds Stamm das letzte



Die Säulen des Artemistempels von Gerasa und die später in ihn eingebaute frühchristliche Basilika

floß über den Koran, in dem er gerade gelesen hatte. Othmans Frau setzte den Heiligen in aller Stille bei und sandte drei dem Leichnam abgeschlagene Finger an seinen Vetter Muawiya nach Syrien, damit er sie in der Moschee ausstelle und das Volk zur Rache für den Kalifen aufrufe.“

So berichten arabische Historiker.

Ali ließ sich inzwischen als Kalif huldigen, mußte aber fliehen, nachdem sich Aischa gegen ihn wandte und auch seine Brüder anderen Sinnes geworden waren. Araber werden rasch anderen Sinnes. Schließlich kam es zwischen Alis und der Truppe Aischas zur sog. Kamelschlacht. Obwohl Alis Brüder im feindlichen Lager schon gefallen waren und ihm der Sieg sicher war, kam der Kampf erst zum Stehen, als das Reitkamel Aischas, von dem aus sie die Männer anfeuerte, stürzte. Lange konnte

gewesen sein? Wenn nicht die Zeichen trügen, befindet sich das Schiff des letzten königlichen Haschimiden, Hussein von Jordanien, in höchster Seenot.

Aber ebensowenig wie man eine sichere Prognose künftiger arabischer Politik stellen kann, darf man aus Feindschaften von heute nicht unbedingt darauf schließen, daß sie nicht schon morgen in notgedrungene Freundschaften umschlagen. Plötzlicher Stimmungswechsel und Revolten kehren in der 5000 Jahre alten Geschichte jenes Gebietes, das sich Jordanien nennt, immer wieder und beruhen außer auf der Mentalität arabischer Völker auch auf dem nicht allein im Unterbewußtsein fortlebenden, uralten Stammesgefühl, wie es noch heute in der Wüste die Triebfeder allen Tuns ist. Denn ebenso wie die einzelnen Stämme stets ihren eigenen, mehr oder weniger eng umrissenen

*Blick auf Amman
und das römische Theater*



Interessen leben müssen, um nicht unterzugehen, ist es im großen unter den arabischen Nationen.

Es wäre falsch, daraus zu folgern, Araber seien im Völkerkonzert grundsätzlich unzuverlässige Vertragspartner im europäischen Sinne. Araber sind nur ganz anderen Charakters, als es Europäer dank ihrer anerzogenen ethischen Auffassung je sein könnten. Wie Beduinen in der gnadenlosen Wüste des Negev durch Sorge um ihre Sippe dazu veranlaßt werden, ein ihnen angestammtes Gebiet wegen Dürre oder auch anderswo wegen Übervölkerung aufzugeben, so geben Regierungschefs auch ihren Partner auf und das Volk seinen König, sobald es die Stunde und der Selbsterhaltungstrieb erfordern. Nicht aus Laune und nicht aus Charakterlosigkeit, vielmehr aus krassem Realismus und mit blitzartiger Entschlußkraft.

Wer die Geschichte des Landes um den Jordan kennt, wird feststellen, wie rasch Bündnisse erloschen und Krieg auf Leben und Tod folgten. Einigkeit zur Erreichung gemeinsamer Ziele wird unter Arabern nicht besonders groß geschrieben — zum Glück für jene, die in gefährdeter Nachbarschaft leben, wie heute Israel. Die Ereignisse von 1956, als Ägypten allein gelassen wurde, sind das beste Beispiel aus jüngster Zeit. Jedoch — der arabische Kontinent ist sehr, sehr groß; so groß, daß auch ein Heute vor dem Morgen unbedeutend werden kann, wenn Vergangenes Jahrzehnte später nur noch wie ein vorübergebrauster Sandsturm erscheint.

Allen Nahostvölkern sind die Freude am Kampf und der Fanatismus gemeinsam, mit dem sie, sobald die „Fahne entrollt“ ist, gegen den Feind ziehen. Nicht umsonst

besitzt die arabische Sprache 800 verschiedene Bezeichnungen für „Schwert“. Die Plötzlichkeit, mit der sich solche Gewaltaktionen vollziehen können, hat für Europäer schon immer etwas Erschreckendes gehabt, sei es, als Orientalen im 8. Jahrhundert bis an die Loire oder im 16. Jahrhundert bis Wien vorstießen, sei es bei den Drusenaufständen von 1860 oder 45 Jahre später, als eine Million Armenier von islamischen Kurden niedergemacht wurden.

Brechen mohammedanische Völker los, ist es wie eine Hochflut, unter der jeder Damm birst. Es ist auch wie Grundwasser, das ständig steigt und schließlich mit tausend Rinnalen aus der Erde quillt und zum Strom wird — wie in Algerien, wie im Irak und in Libanon. Ob die muslimische Flut in Jordanien gebannt werden kann und nicht die israelischen Ufer überspült oder gar



Auffahrt zum königlichen Schloß in Amman



*Soldaten der Arabischen Legion
an der Grenze vor ihrem Zelt*

Arabeskenschmuck des Lustschlosses Mschatta östlich Amman in der Syrischen Wüste



zurückgeworfen wird, das hängt von britischer Geschicklichkeit ab und — von den Truppen des Empire.

Die im Vergleich zur Syrischen Wüste zwar immerhin noch fruchtbaren Gebiete zwischen Mittelmeer und transjordanischem Hochland haben immer schon die Völker Innerarabiens gelockt. In mehreren aufeinanderfolgenden Wellen drangen sie nach Westen vor und bildeten die uns aus dem Alten Testament bekannten Staatengebilde der Amoriter, Kanaanäer, Ammoniter, Edomiter, Hebräer, Moabiter und Aramäer. Das Aramäische entwickelte sich mit der Zeit zur Umgangssprache bis an den „Golf von Arabien“. Unter unausgesetzten Kriegen mit den Nachbarn und nach Niederwerfung der indogermanischen Philister, denen Palästina den Namen dankt, gelang es schließlich König David aus dem Stamme Juda, ein Reich zu gründen, das vom heutigen Akaba am Roten Meer bis Damaskus reichte. Aber die Uneinigkeit unter den einzelnen Sippen führte zur Teilung des Staates in Judäer und Israeliten, die unter König Omri im 10. Vorjahrhundert ein Reich um Samaria errichteten.

Wieder kamen fremde Heere, diesmal aus Mesopotamien die Assyrier; Samaria wurde erobert und die Bevölkerung ins Zweistromland verpflanzt. Hundertfünfzig Jahre danach war es der Babylonier Nebukadnezar, der mit der jüdischen Einwohnerschaft Jerusalems nicht anders verfuhr. Erst die Vernichtung Babylons durch den Perserkönig Kyros und die Rückführung der Juden in ihre Heimat ließen erneut ein jüdisches Reich entstehen.

In all diesen Jahrhunderten hatte Ägypten eine große Rolle gespielt. Denn nicht erst den Briten im 1. und 2. Weltkrieg, sondern schon den Pharaonen war es klar, daß ein unter ägyptischem Einfluß stehendes Jordanland für die Sicherheit des Nillandes vor arabischen Völkern erste Voraussetzung sei. Es kam daher zu wiederholten Bündnissen zwischen Pharaonen und Judäern, ohne daß es jedoch gelang, auf die Dauer ein angrißsicheres Glacis in Palästina zu schaffen.

Auf Perser folgten Alexander der Große und seine ptolemäischen und seleukidischen Nachfolger. Auf diese die römischen Generale, die von den seleukidischen Königen das traurige Erbe einer nicht bereinigten Innenpolitik des jüdischen Hasmonäerstaates übernahmen. Jahrzehnte hindurch schwelte der Haß der Priesterschaft gegen das neue Regime. Als auf Veranlassung der Pharisäer und mit Zustimmung des um seinen Gott-Kaiser-Kult besorgten Rom Christus ans Kreuz geschlagen wurde, war jedoch bereits der Keim zum Untergang des jüdischen Staates gelegt. Infolge einzelner Mißgriffe der römischen Besatzungsmacht und durch Herausforderung jüdischen Glaubens-

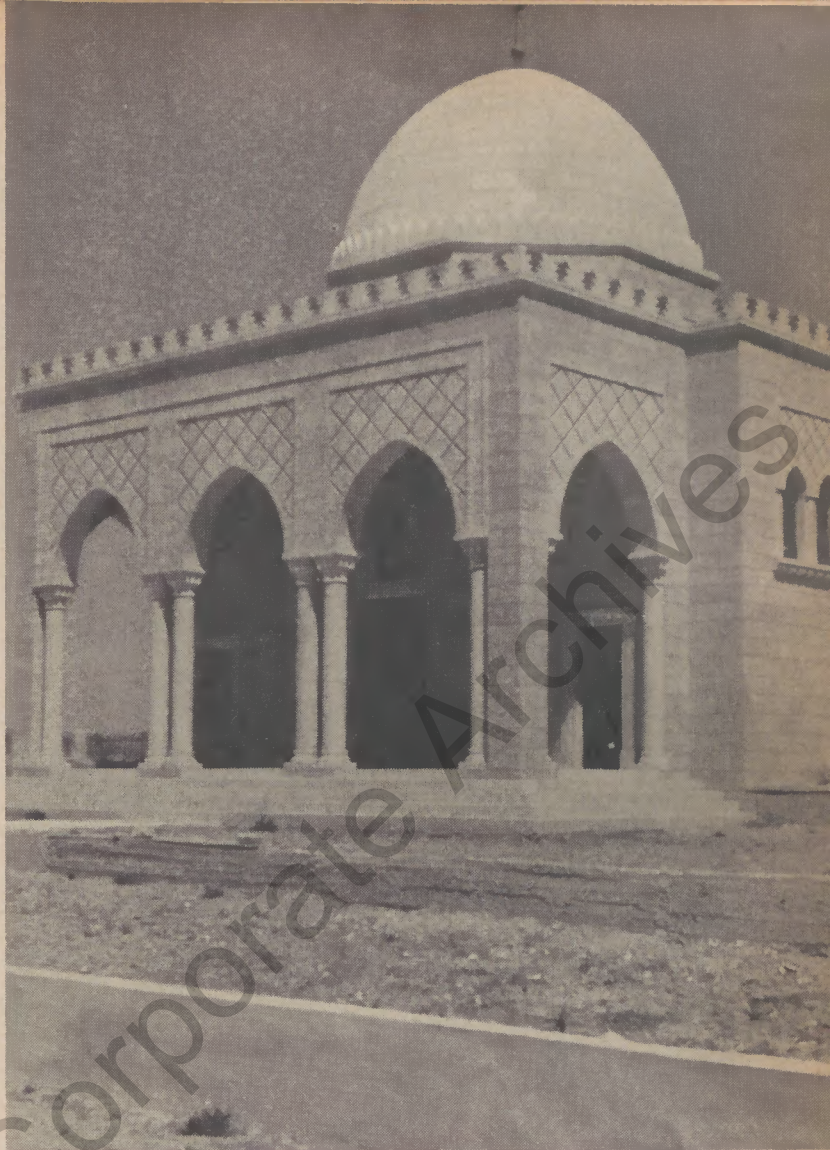
eifers durch freidenkende Sadduzäer und Griechen kam es zum Aufruhr gegen das Imperium, der mit der Zerstörung des Tempels in Jerusalem und Austreibung aller Juden aus ihrer Stadt endete. Im Jahre 133 nach Christi hatte der jüdische Staat aufgehört zu bestehen.

Es folgten das Verlöschen des heidnischen Glaubens und die Blüte christlicher Gemeinden unter den Kaisern von Byzanz.

Nachdem der vorstürmende junge Islam im Jahre 637 Jerusalem erobert und es zu einem seiner geistigen Zentren gemacht hatte, begann die 1300 Jahre währende Epoche des Mohammedanertums, in der Jordanien zwar nicht viel mehr war als eine Provinz erst des Kalifenreiches und später der Sultane am Goldenen Horn. So heroisch der Kampf europäischer Kreuzritterheere um das Heilige Land auch gewesen ist, tiefgehenden Einfluß hat er auf Palästina nicht genommen. Jerusalem freilich verlor seinen weltweiten Ruf als Stadt Christi ebenso wenig wie Bethlehem den als Wiege unseres Glaubens. Aber das Land zwischen Rotem Meer und dem Yarmuk blieb rein arabisch, mißtrauisch beobachtet von Russen, Franzosen und Engländern, die aus verschiedenen Gründen dem „Kranken Mann am Bosphorus“ auf die Finger sahen: die Zaren als Hüter der christlichen Stätten, Franzosen wegen ihrer Handelsniederlassungen und Engländer im Hinblick auf einen ungehinderten Seeweg nach Indien.

Kurz vor dem Zusammenbruch des Osmanenreiches im 1. Weltkrieg beginnen die schweren Wehen, unter denen Jordanien geboren wurde. Im Hedschas, also dem Gebiet zwischen Mekka und Ma'an, herrscht zu dieser Zeit der Scherif Hussein. Er verspricht den Briten seine Unterstützung gegen die Türken, wenn er König eines unabhängigen Staates bis zum Indischen Ozean würde. Er wird vertröstet. Sein Sohn Faisal indessen kämpft zusammen mit dem englischen Agenten T. E. Lawrence gegen den Sultan und überrumpelt den noch in osmanischen Händen befindlichen Hafen Akaba. 1916 läßt sich Hussein zum „König der Araber“ ausrufen, muß aber erleben, daß ihn die Alliierten nur als König des Hedschas anerkennen und König Ibn Saud (der Ältere) ihm sogar den Krieg erklärt. Hussein muß nach Akaba fliehen und weiter nach Zypern, nachdem sich 1926 Ibn Saud zum König des Hedschas ausgerufen hat. Britannien löst den gordischen Knoten und ernennt unter Übergangung Faisals, der der erste König des Irak wird, seinen Bruder Abdallah zum Herrscher des neuen Jordanien.

Als er 1951 in der Aksa-Moschee zu Jerusalem einem nie ganz aufgeklärten Attentat zum Opfer fällt und 1953 sein achtzehnjähriger Enkel Hussein den Thron besteigt,



Mausoleum des 1951 ermordeten ersten jordanischen Königs Abdallah in Amman

Die Geburtsbasilika zu Betlehem mit dem kleinen Eingang links





Treppengasse neben der Grabmoschee Abrahams und Saras in Hebron, das einzige Monument der Stadt, das man ungestraft fotografieren kann

übernimmt dieser die seit Errichtung des Staates Israel im Jahre 1948 auf seinem Lande lastende Hypothek eines stets vor dem Auflodern stehenden Krieges mit dem westlichen Nachbarn.

Mit Ermordung seines Veters Faisal in Bagdad hat König Hussein eine ähnliche Position bekommen, wie sie die Hebräer gegenüber den Pharaonen innehatten, freilich mit anderem Vorzeichen: Während die Pharaonen damals zum Schutz ihres Landes ein befreundetes Vorfeld „Jordanien“ benötigten, das damals Judäa hieß, fordert heute General Nasser ein „arabisch-republikanisches“ Jordanien als Bastion gegen Israel. Vor über zweieinhalb Jahrtausenden wurde der ägyptische Einfluß auf Palästina durch Nebukadnezar von Babylon zunichte gemacht; im Interesse eines Friedens unter den arabischen Staaten könnte Großbritannien die gleiche Rolle spielen, zwar nicht unter Anwendung von Gewalt, mit der der Babylonier den Pharo Necho besiegte, sondern mit der wohlerworbenen Kenntnis der mohammedanischen Gefühlswelt.

Jordanien ist das ärmste Land Arabiens. Nur ein Zehntel seiner 145 000 qkm sind anbaufähiger Boden und seine 1 333 000 Einwohner wesentlich auf Auslandsimporte angewiesen. Was es unter diesen Umständen bedeutet, 400 000 Flüchtlinge aus Israel ernähren zu müssen, wird klar, sobald man der Syrischen Wüste entlang südwärts fährt oder oberhalb des Wadi Araba ans Tote Meer.

Aber kein arabisches Land besitzt für die westliche Welt eine solch hohe geistige Bedeutung wie Jordanien. Mögen Pyramiden und irakische Moscheen auch noch so imponieren, keins dieser Kulturdokumente berührt uns unmittelbar persönlich. Eine Fahrt durch das Land ist gleichbedeutend mit dem Blättern in einem Bilderbuch über 4000 Jahre Menschheitsgeschichte. Inmitten einer grandiosen Szenerie erheben sich bei Petra die Tempel der Nabatäer, die den Transit-handel von Damaskus ans Rote Meer kontrollierten und die Nachfolger der Edomiter waren. Auf den Zinnen der Burg Kerak, von denen man auf die opalisierende Fläche des Toten Meeres hinabblickt, opferte der Moabiterkönig Mesa seinen Sohn, als Josaphat das Kastell belagerte, und wo sich über den Gräbern Abrahams und Saras die Al Kahlil genannte Grabmoschee Hebrons erstreckt, lag die erste Siedlung der Judäer. Aber es ist nicht gut, sich hier länger als nötig aufzuhalten, weil die Hebroniten notorisch fremdenfeindlich sind und fotografierende Fremde gar zu gern mit einem Steinhagel aus der Stadt treiben, erst recht, wenn sie englisch sprechen.

Wie eine Festung ragen vor der Geburts-grotte Jesu die Mauern der konstantinischen Basilika Bethlehems auf, in die nur ein niedriger Durchlaß hineinführt. Am Rande



Mauergürtel der Moabiterfestung Kerak oberhalb des Toten Meeres

*Duschara-Tempel
in der nabatäischen Totenstadt
Petra aus dem 2. Jahrhundert
nach Christi*



der Steppe aber ließen lebensfrohe Scheichs zur Zeit des blühenden Islam ihre Lustschlösser bauen, von denen sie auf Gazellenjagd zogen. Als wäre ein Spitzentuch über die Mauern gelegt, haben die Steinmetzen die Wälle des Schlosses Mschatta mit zierlichsten Arabesken überzogen.

Schon durch ihr Erbe ganz voneinander verschieden sind Jordaniens beide Hauptstädte, die des Geistes: Jerusalem, und die der staatlichen Macht: Amman. Auf Schritt und Tritt schlägt einem in Jerusalem ein Hauch von Frömmigkeit entgegen, sei es der christlichen, sei es der mohammedanischen Gläubigen. Wer in die Krypta der Grabeskirche hinabsteigt und verstummt vor dem Anblick einer verwitterten Gruft,

die den Leichnam Christi barg, oder wer im Haram esch Scherif steht und sich bewußt wird, daß hier einst Jahwe verehrt wurde und heute Allah, vergißt für Augenblicke die Alltäglichkeit.

Hat dann der Fremde die Tempel und Basiliken des römischen Gerasa hinter sich gelassen und die einstige Residenz der Ammoniter betreten, so umgibt ihn das Völkergemisch von Kurden, pelzbemützten Tscherkessen, die 1917 aus der Sowjetunion emigrierten, und Soldaten der Arabischen Legion. Vor den Rängen des römischen Theaters warten Taxis und Händler auf die Touristen aus dem Philadelphia-Hotel, und beständig preschen Chryslers und Cadillacs zum Königspalast hinauf, vorbei an den mit

blitzenden Pickelhauben behelmten Verkehrspolizisten und den Eseltrecks, die Zement und Brennholz ins Gesandtschaftsviertel hoch über der Stadt bringen.

Auf dem felsigen Höhenrücken im Norden aber ragt einsam das Mausoleum König Abdallahs in den kobaltblauen Himmel Arabiens. Golden blitzt der Halbmond über der Kuppel, und durch rubinrote Fenster dringt nur mattes Licht. Sollte für die Dynastie Haschim die zwölfte Stunde nach nur zwölfjährigem Herrschen auf dem Thron von Amman gekommen sein?

Das Rad der Geschichte ist unbestechlich und fragt nicht nach der Würde eines Geschlechts, auch wenn es einen Religionsbegründer hervorgebracht hat.



„Sie sehen so erholt aus, waren Sie verreist?“
 „Ich nicht, aber der Chef!“

KURT FLEMIG

Die versenkbare Sekretärin.

„Herr Chef,
 Ihre Frau Gemahlin möchte
 Sie sprechen!“



KURT FLEMIG

kurz gelacht

Blitzableiter
 gegen Anschauzer



KURT FLEMIG



KURT FLEMIG

Werksbesichtigung

„Meine Herren, beachten Sie bitte den steilen
 Anstieg unserer Erfolgskurve!“

„Wenn der Chef ahnen
 würde, daß ich mit ihm unter
 ‚Zarte Rose‘
 korrespondiere!“



KURT FLEMIG

DER HÜTTEN KIEKER



Freunde, lest ihr diese Zeilen,
dann ist Ostern schon vorbei.
Endlich kreisen die Gedanken
um was anderes als nur: Ei.
Eier um die Wette essen,
das ist alter Seemannsbrauch.
Nach neunundzwanzig (!) dem Matrosen
ward zur Trommel schier der Bauch.
Um ein Haar fiel er zum Opfer
dem modernen „Montag-Tod“:
wer zu „bon“ gelebt am Sonntag,
zu „rasant“, kriegt Kreislaufnot.
Daß man 'ne prominente Leiche
„mit Musik verblasen kann“,
schwacher Trost ist's für die Seele:
beim Fellversaufen fehlt sie dann!
Drum (ab vierzig) lebe mäßig
(man stirbt ja sowieso zu bald).
Oma funkte trockne Krusten
in Kaffee — ist hundert alt.
Wer Alter, Weisheit und Erfahrung
besitzt, geb' auf die „Neuen“ acht.
Wie die Arbeit oft gefährlich,
habt ihr — neu — auch nicht gedacht.
Arglos schaut und traumverloren
man als Hans-guck-in-die-Luft
auf dem Weg durchs Werksgelände
zu, wie der Konverter pufft.
Rüstig springt (wie in der Jugend)
man der Eisenbahn zuvor.

Stolpernd erst denkt man an manchen,
der so Arm und Bein verlor.
Doch schon an der nächsten Ecke
fühlt erneut man sich versucht,
wischt vor einem dicken Laster
weg, ob auch der Fahrer flucht.
Oder wer motorisiert ist
und kehrt abends spät nach Haus,
macht sich, hat er früh verschlafen,
herzlich wenig nur daraus:
Die Verspätung einzuholen,
tritt er auf den Hebel „Gas“,
durch mit Fahrzeugen verstopfte
Straßen braust er wie ein As.
Doch bei Gas, ob man es atmet,
oder ob zuviel man gibt,
bleibt der Mißbrauch meist nicht lange
ungefährlich, ungetrübt.
„Zurück zum Bett!“, die Möbelbranche
stellt nach diesem Motto aus,
doch keiner, der die Schlafcouch satt hat,
meint ein Bett im Krankenhaus.
Wer im Werk die Modeschöpfung
„verlängerter Rücken“ meditiert,
oder daß „blond“ wieder Trumpf ist,
wird zum Träumen auch verführt. —
Mit Star-Allüren tritt der Lehrling
(schwacher Jahrgang) vielfach an:
Von der Schule weg „geworben“,
neigt er leicht zu Größenwahn.
Unsre Hütte hat's nicht nötig,
daß sie die Werbetrommel rührt:
Seit eh und je wird ihr der Nachwuchs
gern und reichlich zugeführt.
Vorsicht üben lernt der Junge
auf dem ersten Hüttengang,
ob's vor Dröhnen, Donnern, Glühen
ihm's im Herzen auch nicht bang.
Vor dem, was „die Alten“ machen,
kriegt er heimlich schwer Respekt,
und er fragt sich, wenn das Würfel-
feilen ihm zuerst nicht schmeckt:
„Ob es wirklich nur drei Jahre
dauert, bis ich's grad so kann?
Eben erst „trat ich ins Leben“ —
bin ich als „Facharbeiter“ Mann?!“
Die Rosinen in den Köpfen
trocknen in drei Jahren ein,
und man findet sich dann besser
in die Wirklichkeit hinein.
Leider geht ja die Entwicklung
immer nur von unten los,
und wer systematisch aufbaut,
der wird eines Tages „groß“.
Gott sei Dank, um stark zu werden,
brauchen wir nicht mehr Spinat,
weil der nach der neuesten Forschung
gar nicht soviel Eisen hat,
wie nach unserer Mütter Meinung
fünfzig Jahre lang verbürgt.
Tonnenweise haben Babys
ihn teils 'rein-, teils 'rausgewürgt.
Dafür haben kluge Männer
für uns mancherlei entdeckt,
was zu „Übermenschen“ machen
kann und außerdem noch schmeckt.

Leider kosten solche Sachen
einen größern Haufen Geld,
als zu Ultimo in unsere
Tüte man hinein uns zählt.
Und die Schraube unsrer Wünsche
dreht sich aufwärts ohne Rast,
denn kaum kriegste was, schon willst
noch was, was du noch nicht hast.
Schwierig ist heranzukommen
zum Beispiel an ein Telefon.
In USA telefoniert man
lange Aug in Auge schon.
Träumt wer von 'ner stillen Klause,
stürzt sich darauf die Kritik:
's Dasein wäre unvollkommen
ohne „Hintergrundmusik“,
weil daheim wie im Betriebe
— Siegel kriegt man drauf und Brief —
unser Alltag stets bedroht wird
von dem (müden) „Leistungstief“.
Drum erweckt man mit Musik uns,
die das Ohr fast gar nicht hört
(da ja alles, was uns ablenkt,
das „Leistungshoch“ dann wieder stört!).
Um am Abend einzuschlafen,
wird keine Pille inhaliert,
weil der Körper — drogenfest schon —
darauf nicht mehr reagiert.
Nein, auf raffinierte Weise
kehrt man jetzt sich zur Natur:
stellt 'ne kleine Batterie sich
neben seine Weckeruhr.
Dieser Apparat hilft schlafen,
weil's darin wie Regen rauscht;
schläfrig wird das Hirn, das auf nur
vorgestellte Tropfen lauscht.
Aber auch, um wach zu bleiben,
gibt es einen Apparat,
der die dazu nötigen Phon(e),
starke Vibration auch hat.
Das ist der Elektroböhler,
Oesterholzstraßenpflastererschreck.
Der beginnt stets dann von neuem,
wenn man denkt: „Jetzt ist er weg.“
Wer da eigentlich was buddelt,
ist uns allen . . . egal,
doch wir hoffen wohl vergebens,
daß das Buddeln aufhört mal.
Unterirdisch auszuwechseln
Rohre, Wasser, Strom und Gas —
kann's gleichzeitig nicht geschehen?
Man buddelt doch nicht nur zum Spaß!
Dortmunds Tiefbaupioniere
drehn sich drob im Grabe um.
Hoch im Bogen, scheint's, mit unsern
Steuergroschen wirft man 'rum!
Von Gefahren ganz zu schweigen,
die erwachsen dem Verkehr:
Unsres Werkes Hauptzufahrtsstraße,
respektiert man die nicht mehr?
Komm mir keiner doch und sage:
„Augenblicklich ist sie glatt.“
Weiß denn jemand, ob er morgen
vor dem Hammer Ruhe hat?

Das wär's wieder mal für heut'.
Nächstens mehr, Adschüß, ihr Leut'.

NIMM DAS
WERKZEUG
RUNTER —
UNFALLGEFAHR!

LAPPE

AUS 'M MARTINWERK

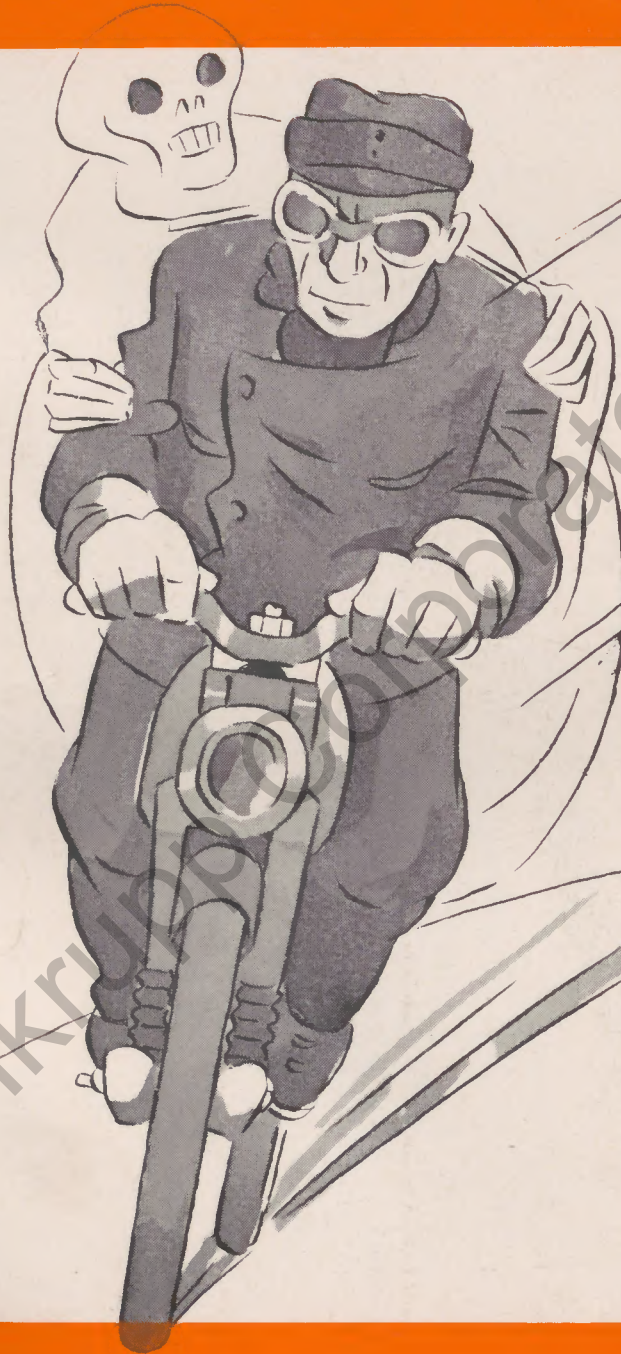
ERST KAFFEE
MACHEN

LEG DEIN WERKZEUG STÜCK FÜR STÜCK
STETS AM RICHTIGEN PLATZ ZURÜCK
IN DER HÖHE LASS NICHTS LIEGEN
ES KANN LEICHT HERUNTERFLIEGEN

DRUM SEI KLUG UND NICHT VERWEGEN
FOLG' DEM RATE DES KOLLEGEN
KOMM GESUND UND HEIL NACH HAUS
WEICHE DER GEFAHR STETS AUS



EIN ÜBLER
FAHRGAST



ZWEIRADFAHRER
VORSICHT!